

**Deutscher  
Reporterpreis  
2016**

**Die 10 nominierten Texte  
in der Kategorie  
„Bestes Interview“**

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

	Seite
1) Brinkbäumer, Klaus; Kurbjuweit, Dirk: „Und dann stirbste“ (0138)	03
2) Herrnkind, Kerstin; Stawski, Dominik: Es gibt keinen Trost (0295)	
3) Müller, Tilman: Gesucht Gefunden (0314)	31
4) Wiechmann, Jan Christoph: 438 Tage Seenot (0392)	41
5) Wiechmann, Jan Christoph: Interview mit einer Bestie (0393)	55
6) Ahr; Lau; Sußebach: Dann mal raus mit der Sprache! (0489)	68
7) Michaelsen, Sven: „Was Essen angeht, sind wir alle Psychopathen“ (0750)	85
8) Goos; Huetlin: „Is eh wurscht“ (0794)	102
9) Blasberg; Flamm: Sie kennen unseren Schmutz (0867)	113
10) Haarhoff, Heike: Primat des Menschen (1232)	122

## „Und dann stirbste“

*Der ehemalige Außenminister Guido Westerwelle über seinen Kampf gegen eine akute Leukämie und deren Folgen, über seine Jugend, seine Homosexualität und seine politische Bilanz*

Von Klaus Brinkbäumer, Dirk Kurbjuweit; DER SPIEGEL, 07.11.2015

Er geht langsam, seine Stimme ist leise. Es ist ein anderer Guido Westerwelle als der Politiker, an den man sich erinnert. Der schritt forsch aus und redete kraftvoll. Das ist zwei Jahre her. Damals flog die FDP aus dem Bundestag, und Westerwelle verlor das Amt des Außenministers. Er gründete eine Stiftung und freute sich auf ein neues Leben. Dann erfuhr er, dass er an akuter myeloischer Leukämie erkrankt ist. Nach anderthalb Jahren Kampf gegen die Krankheit und deren Folgen veröffentlicht Westerwelle in der kommenden Woche ein Buch mit dem Titel "Zwischen zwei Leben", das er zusammen mit dem Journalisten Dominik Wichmann verfasst hat. Jetzt steht Westerwelle, 53, im Kölner Stadtwald und lässt sich fotografieren. Es ist ein sonniger Herbsttag, Westerwelle geht oft in diesem Park spazieren. Er wohnt in der Nähe. Als er sich nach dem Fototermin in einem Hotel am Park den Fragen stellt, stehen die Fenster offen. Ein Springbrunnen rauscht, Enten schnattern. Westerwelle hält vier Stunden Gespräch ohne Probleme durch. Manchmal nimmt er die Brille ab und reibt sich die Augen. Er sagt, man solle bloß nicht denken, dass er weine. Die Folgen seiner Krankheit machen auch den Augen zu schaffen. Einmal geht er ins Bad, um zu gurgeln. Er hat auch Probleme mit der Mundhöhle. Westerwelle bleibt stets gefasst, nur bei der letzten Frage, als es um seinen Ehemann Michael Mronz geht, bricht ihm die Stimme, und er braucht eine Weile, um den Satz beenden zu können.

DER SPIEGEL: Herr Westerwelle, am Neujahrstag 2014 sind Sie auf Mallorca am Ufer entlangjoggt, und plötzlich spürten Sie einen stechenden Schmerz im Knie.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Es war, das weiß man jetzt, ein Schmerz, der Ihr Leben gerettet hat. Wie haben Sie diesen kleinen Sportunfall erlebt?

Westerwelle: Ich bin seit vielen Jahren regelmäßiger Läufer und laufe immer auf derselben Strecke, in einem kleinen romantischen Hafen in der Nähe von Palma. Am 1. Januar 2014 riss mir dabei der Meniskus. Normaler Altersverschleiß, ganz undramatisch.

DER SPIEGEL: Zuerst wollten Sie sich nicht operieren lassen. Typisch Mann.

Westerwelle: Ich habe das am Anfang nicht so für voll genommen. Das ist schmerzhaft, aber man kann es aushalten. Da haben wir alle schon Schlimmeres gehabt.

DER SPIEGEL: Sie haben sogar versucht, weiterhin zu laufen.

Westerwelle: Heute frage ich mich auch, wie verrückt ich war. Ich hatte für einige Monate ausgesetzt mit dem Laufen und dachte, jetzt ist es aber gut, jetzt wollen wir es wieder wissen. Das war frühmorgens im Central Park in New York, der schönste Ort der Welt zum Laufen. Und man freut sich wie ein Schneekönig, dass man da im Frühjahr laufen kann, umgeben von Blüten.

DER SPIEGEL: Und dann sticht es ein bisschen, und man denkt ...

Westerwelle: ... und man denkt, das wirst du ja noch durchhalten. Dann sticht es stärker, und man will gegen den Schmerz anlaufen, ihn besiegen, niederringen. Aber dann geht es nicht mehr. Ich habe einen Termin im Krankenhaus verabredet und alles vorbereitet, ohne mir Sorgen zu machen. Meniskus, das ist eine Routinesache.

DER SPIEGEL: Das war es dann doch nicht. Am Tag vor der Operation wurde ein Blutbild gemacht, wie immer.

Westerwelle: Aber bei mir kam danach der Arzt und sagte: "Wir brauchen ein zweites Blutbild. Da ist irgendetwas möglicherweise durcheinander." So weit, so gut. Und dann kam er mit anderen Ärzten wieder, und ich lag da im Bett, und sie unterhielten sich, und ich hörte Wortfetzen, zum Beispiel "Leuk", und wusste erst einmal nicht, worum es ging. Ich war immer noch voller Zuversicht. Als die Ärzte draußen waren, nahm ich mein iPad und tippte nur Leuk hinein. Dann bildete sich automatisch dieses Wort, und damit war der Hammer im Raum.

DER SPIEGEL: Das Wort, das Google bildete, hieß Leukämie. Was war Ihr erster Gedanke?

Westerwelle: Leukämie? Ich? Niemals, nicht ich.

DER SPIEGEL: Kaum einer rechnet damit, dass der eigene Körper einem so etwas antun könnte. Sie offenbar auch nicht?

Westerwelle: Man hat das nicht auf dem Schirm. Ich bin immer zu Vorsorgeuntersuchungen gegangen, aber eine akute Leukämie kommt ja von jetzt auf gleich. Und bringt dich auch von jetzt auf gleich um.

DER SPIEGEL: Wann haben Sie eine erste Diagnose bekommen?

Westerwelle: Es war der 17. Juni 2014, vormittags. Ich saß in meinem Zimmer in der Mediapark-Klinik in Köln. Hinter dem Arzt sah ich Gleise und eine Gartenanlage. Das vergesse ich nie. Ich war gefasst. Mein Mann kam vorbei, und der

war auch noch gefasst und sagte "Guido, komm". Aber wir haben alle schon den Schreck in den Gliedern gehabt.

DER SPIEGEL: Können Sie uns bitte erklären, was eine akute Leukämie genau ist?

Westerwelle: Jeden Tag mutieren in unserem Körper Zellen. Auch bei Gesunden, das ist normal. Unser Immunsystem zerstört diese Zellen. Aber bei mir funktionierte das nicht mehr. Die sogenannten Blasten wurden immer mehr, immer mehr, immer mehr und verdrängten die gesunden Zellen.

DER SPIEGEL: Wie kann man das aufhalten?

Westerwelle: Es gibt zwei Möglichkeiten. Man versucht, die mutierten Zellen mit einer Chemotherapie zu vernichten, und hofft, dass das eigene Immunsystem wieder funktioniert. Das war bei mir nicht mehr möglich. Ich brauchte ein neues Immunsystem, und das bekommt man über eine Stammzellspende.

DER SPIEGEL: Haben Sie sich gefragt, ob die Politik Sie krank gemacht hat? Oder das abrupte Ende der Politik nach Ihrer Abwahl im Herbst 2013? Die Krankheit brach ja wenig später aus.

Westerwelle: Ich habe mich das gefragt, aber die Antwort ist Nein. Mein Arzt sagte, es gebe nicht die sogenannten Krebstypen, das sei alles Humbug und ungerecht gegenüber den Menschen, die es erwischt hat. Wenn Stress oder Unglück Krebs verursachen würden, dann müsste man in Kriegs- und Notzeiten besonders viele Krebsfälle haben. Hat man aber nicht.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

DER SPIEGEL: Nach der Diagnose musste alles sehr schnell gehen?

Westerwelle: Akute Leukämie kann galoppieren. Das kann eine Frage von Tagen sein. Ein alter Jugendfreund, der Arzt ist, sagte mir: Stell dir das vor wie einen Teich mit Seerosen. Jede Seerose würde sich einmal am Tag teilen. Erst passiert gar nichts. Aber irgendwann ist der halbe Teich voller Seerosen, und es braucht nur noch einen Tag, bis der ganze Teich bedeckt ist, weil sich eben jede Seerose einmal teilt. Dann ist der ganze Teich dicht. Und dann stirbste. Und das weiß man. Und das Beste, was ich hatte, war, dass die Ärzte keine Kulissen geschoben haben. Sie waren offen zu mir.

DER SPIEGEL: Haben Sie sich sofort mit dem Thema Tod befasst?

Westerwelle: Ja. Der Gedanke ist sofort da. Sie sitzen da, vergießen Tränen, Sie sind sehr traurig, und die Wahrscheinlichkeit ist ja nicht so groß, dass man diese Art von Leukämie überlebt. Ein wichtiger Gedanke war aber auch, dass ich in die Jahre meines Lebens viel hineingepackt habe. Ich habe viel erlebt, vieles gesehen und habe nichts versäumt.

DER SPIEGEL: Sie hatten ein perfektes Leben?

Westerwelle: Das gibt es nicht, ich habe Menschen gekränkt und Fehler gemacht, aber ich wusste, dass ich ein erfülltes Leben gehabt hatte. Meine Antwort auf die Frage "Was bereuen Sie?" wäre der Klassiker gewesen: Ich habe zu viel gearbeitet.

DER SPIEGEL: Der Tod ist für uns wie eine Mauer. Wir wissen nicht, wie es auf der anderen Seite aussieht. Haben Sie sich in dieser Situation Vorstellungen davon gemacht, wie es hinter dieser Mauer aussehen könnte?

Westerwelle: Ich bin in der Kirche, und das nicht aus Zufall. Da hat man natürlich eine Vorstellung vom Jenseits. Aber ich habe mir weniger über den Tod Gedanken gemacht, sondern mehr über das Leben davor und darüber, wie man den Tod abwenden kann.

DER SPIEGEL: Wenn man einen Unfall hat, zum Beispiel von einem Auto angefahren wird, dann kommt die Zerstörung des Körpers von außen. Bei Krebs ist es der eigene Körper, der einen vernichtet. Ein Teil des Ichs greift das Ich an. Wie sind Sie damit umgegangen?

Westerwelle: Gar nicht. Sie gehen damit nicht um. Sie nehmen es als Schicksal, nehmen es so, wie es ist. Das Verrückte ist ja bei dieser Krankheit, dass man sie nicht lokalisieren kann. Wenn Sie einen Tumor haben, wissen Sie, wo der sitzt. Bei mir saß der Krebs überall. Im kleinen Zeh, in der Niere, in der Lunge, überall, wo Blut ist.

DER SPIEGEL: Und Blut wird Lebenssaft genannt.

Westerwelle: So ist es. Aber damit beschäftigen Sie sich ab einem bestimmten Punkt gar nicht mehr.

DER SPIEGEL: Weil man es nicht ertragen kann?

Westerwelle: Nein, Sie haben andere Sachen im Kopf. Sie sind nicht mehr damit beschäftigt, jede Verwinkelung der Krankheit zu verstehen. Sie fragen sich, was Sie tun müssen, um Ihre Chancen zu verbessern. Ich wollte und will unbedingt weiterleben.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

DER SPIEGEL: Wir kommen später auf Ihre Krankheit zurück. Lassen Sie uns an diesem Punkt auf Ihr Leben schauen. Sie schreiben in Ihrem Buch, in Ihrer Jugend habe Ihr Gesicht zuerst ausgesehen wie ein Streuselkuchen, dann wie eine Mondlandschaft. Und Sie waren, in Ihren Worten, dick und schwul. Klingt nach einer schwierigen Jugend.

Westerwelle: Einerseits hatte ich es leicht. Weil ich von meinen Eltern gute Anlagen mitbekommen habe, was Auffassungsgabe oder Aufgewecktheit angeht und Ähnliches. Andererseits hatte ich es schwer. Meine Eltern, beide Juristen, hatten nicht viel Zeit für ihre Kinder, sie arbeiteten viel und stellten sich nicht die Frage, wer bleibt eigentlich zu Hause. Keiner blieb zu Hause. Es kam die Patentante oder die Oma.

DER SPIEGEL: Reden Sie von Einsamkeit?

Westerwelle: Nein, das will ich nicht sagen. Aber es gab eine gewisse Härte. Bei uns zu Hause wurden keine großen Gefühle gezeigt, weder vom Vater noch von der Mutter. Es ging um Leistung. Wenn du etwas erreichen möchtest, musst du dafür hart arbeiten. Und das wurde auch so gemacht.

DER SPIEGEL: Heute ist Schwulsein in Deutschland weitgehend akzeptiert. Wie war das in Ihrer Jugendzeit, im Bonn der Siebzigerjahre?

Westerwelle: Das ist eine schwere Zeit gewesen für junge Männer, die plötzlich merkten, dass sie nicht mit Mädchen, sondern mit Jungs zusammen sein möchten. Das sind Zerwürfnisse, die einen für das ganze Leben prägen. Man wird vorlaut, jedenfalls vorlauter, als man sein sollte. Reiner Selbstschutz, reine Überkompensation. Nach dem Motto: Angriff ist die beste Verteidigung.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

DER SPIEGEL: Wann haben Sie gemerkt, dass Sie lieber mit einem Jungen zusammen sein wollten als mit einem Mädchen?

Westerwelle: Zu Beginn der Pubertät, nein, noch vor der Pubertät. Ganz früh. Und es war mir ganz klar, ohne Zweifel. Ich wurde dann ja mit 17 zur Musterung geladen. Ich habe diesem Musterungskomitee gesagt: "Ich wollte Ihnen nur sagen, meine Herren, dass ich nicht gerne zur Bundeswehr möchte, weil ich homosexuell bin." Die Gesichter werde ich nie vergessen. Ich wurde ausgemustert. Das war der Vorteil der frechen Schnauze.

DER SPIEGEL: Und ein Vorteil der Homosexualität. Was waren die Schwierigkeiten?

Westerwelle: Das waren ja keine aufgeklärten Zeiten. Damals war es das Ende Ihrer Karriere, wenn Sie sich als schwul outeten. Damals haben Lehrer auf Ihre Kosten Witze gemacht. Damals gab es in der Altstadt in Bonn ein kleines Lokal, das war das einzige, wie man das nannte, einschlägige Lokal. Da wurde an der Tür von hinten ein Kläppchen weggeschoben, und dann guckte der Inhaber durch und sagte in rheinischer Mundart: "Jung', du weißt aber schon, dass hier nur Männer hinkommen?" Ich dachte, Mensch, warum stellt der mir diese Frage, wie peinlich. Und dann ging man rein, das war so klandestin wie in der Zeit der Prohibition.

DER SPIEGEL: Ihre Mutter hat versucht, Ihnen Ihre Veranlagung auszutreiben.

Westerwelle: Nicht auszutreiben. Meine Mutter meinte, es wächst sich aus, und dann wurde ich zu einem Psychologen geschickt, der war, in meinen Augen damals, mindestens 104, und dann saß ich da, und der hat mir erklärt, dass sich das wirklich auswachsen kann. Ach so, dachte ich. Bei dem war ich genau eine Dreiviertelstunde lang, und dann habe ich meiner Mutter gesagt, du, das ist schade ums Geld. Danach

haben wir nie wieder über irgendwelche Probleme geredet, es war dann auch für die Eltern völlig normal.

DER SPIEGEL: Sie gingen früh in die Politik. Warum zu den Liberalen?

Westerwelle: Das Liberale habe ich immer mit dem Leistungsprinzip verbunden, also etwas für mich Positivem. Dazu kommt die innere Liberalität, leben und leben lassen, das ist in mir drin. Dazu kommt eine gewisse Aufgeschlossenheit gegenüber Neuem, das, was man Weltoffenheit nennt. Das brachte mich zur einzigen liberalen Partei in Deutschland.

DER SPIEGEL: Sie sagten vor einigen Jahren, dass Ihre Generation sich als erste gegen die 68er aufgelehnt habe, die Generation Ihrer Lehrer. Warum mochten Sie die nicht?

Westerwelle: Ich habe Lehrer nie besonders gut gefunden, die einem schon in der zweiten Unterrichtsstunde das Du anboten. Komm mal her, Guido, und so. Ich dachte, das ist doch mein Lehrer, der kann doch nicht einfach "komm mal her" sagen, so geht das doch nicht. Das fand ich entsetzlich. Aber ich gebe zu: Früher habe ich auf diese Generation zu schnippisch und unsensibel reagiert.

DER SPIEGEL: Und heute?

Westerwelle: Ein bisschen hat sich das ausgewachsen. Je älter man wird, desto besser erkennt man die geschichtlichen und persönlichen Leistungen dieser Generation an.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

DER SPIEGEL: Was wollten Sie erreichen, als Sie ein junger Mann waren? Hatten Sie Ziele?

Westerwelle: Mein Berufsziel war selbstständiger Anwalt. Ich hatte immer den Petrocelli im Kopf, den Anwalt aus der Fernsehserie. Das war ich. Mit wehender Robe. Die unschuldigen Angeklagten in letzter Minute retten.

DER SPIEGEL: Wie konnte es Sie in die Berufspolitik verschlagen, wenn Sie unbedingt ein Petrocelli werden wollten?

Westerwelle: Als Vorsitzender der Jungen Liberalen saß ich im Bundesvorstand der FDP. Habe Leute kennengelernt, die mich total begeistert haben, Genscher, Lambsdorff. Und dann, nach der Wahl '94, kam Herr Kinkel und fragte mich, ob ich sein Generalsekretär werden wolle. Das war der erste echte Schritt.

DER SPIEGEL: Und Sie hatten es nicht darauf angelegt?

Westerwelle: Überhaupt nicht. Also, natürlich kokettiert man damit. Es gibt ja auch dem eigenen Affen Zucker, wenn solche Angebote plötzlich kommen. Klar. Und dann war es wie immer im Leben. Wenn man etwas anfängt und feststellt, das macht einem richtig Freude, und der Erfolg belohnt einen für den Fleiß, dann will man weiter, und dann will man mehr. Und so kam es bei mir. Und dann kam ja Herr Möllemann und streckte die Hand nach dem Parteivorsitz aus, und dann habe ich gesagt, nee, das mache ich selber. Und so wurde ich mit 39 Jahren Vorsitzender.

DER SPIEGEL: Und machten erst einmal eine Menge falsch.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Westerwelle: Das würde ich nicht sagen. Die FDP holte nie bessere Wahlergebnisse als mit mir. Man kann ja eine Menge über mich sagen, aber meine Wahlbilanz ist blitzsauber.

DER SPIEGEL: Das meinten wir nicht. Wir meinten die Spaßpolitik.

Westerwelle: Mensch, das war eine andere Zeit, das ist 20 Jahre her. Damals stritten sich Thomas Gottschalk und "Big Brother" darüber, wer der Quotenführer am Abend war. Das war Kult. Und ich war der erste Politiker, der bei Harald Schmidt war. Der erste, der bei Stefan Raab war. Heute wollen alle rein und freuen sich, wenn sie eingeladen werden. Damals habe ich gesagt, wenn ich die jungen Wähler kriegen will, muss ich dahin. Ich habe mich Sachen getraut, die sich andere nicht getraut haben, ich habe großen Erfolg gehabt. Punkt. Aus. Feierabend.

DER SPIEGEL: Das Guidomobil wirkte ein wenig lächerlich.

Westerwelle: Damals fuhr ich im Tunnel. Natürlich denke ich mit bald 54 Jahren komplett anders über meinen Bus als damals. Ist doch logisch.

DER SPIEGEL: Heute würden Sie es nicht mehr tun?

Westerwelle: Ich kann Ihnen versichern, dass ich gereift bin. Ich käme nicht mehr auf diese Idee. Ich würde mir auch keine 18 unter die Schuhe malen, für unser Projekt 18. Natürlich nicht. Und das war, nebenbei, damals schon daneben. Aber das ist immer so. Mal liegst du richtig, mal liegst du falsch. Dann verlässt dich dein Instinkt. Das gibt es bei mir, und das gibt es bei anderen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

DER SPIEGEL: Jürgen Möllemann, einst Bundeswirtschaftsminister und Landesvorsitzender der FDP in Nordrhein-Westfalen, sprang 2003 mit dem Fallschirm in den Tod. In Ihrem Buch heißt es, Sie hätten sich viele Gedanken gemacht, nachdem das passiert war. Sie schreiben nicht, welche Gedanken. Sagen Sie es uns?

Westerwelle: Ich habe überlegt, mit der Politik aufzuhören. Das hatte ja die Ausmaße einer griechischen Tragödie. Ich war Parteivorsitzender und musste Möllemanns Tod vor der Presse kommentieren. Ihre Kollegen wollten natürlich nachfragen, aber ich bin direkt gegangen. Hätte ich irgendeinen weiteren Satz sagen müssen, ich wäre innerlich implodiert.

DER SPIEGEL: Warum dachten Sie daran aufzuhören? Weil Sie spürten, dass Politik etwas Destruktives hat?

Westerwelle: Nein, weil mir etwas widerfahren ist, das alle Klischees vom schmutzigen Geschäft Politik füttert. Und ich mich gefragt habe, ist das nicht zu viel, und willst du das? Willst du in so was reinrutschen? Und genau in dem Sommer habe ich Michael kennengelernt. Das Leben ist manchmal verrückt.

DER SPIEGEL: Möllemann wurde illegale Parteienfinanzierung vorgeworfen.

Westerwelle: Ja, es ging um Gelder, von denen ich nichts wusste, die in Plastiktüten transportiert wurden, und mehr will ich dazu gar nicht sagen.

DER SPIEGEL: Möllemann hatte auch mit antisemitischen Klischees gearbeitet, um am rechten Rand Stimmen zu sammeln. Und Sie haben ihn eine Weile lang gewähren lassen. Wie denken Sie heute darüber?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Westerwelle: Ich habe anfangs gedacht, der denkt ja nicht wirklich so. Da war ich zu naiv, ich hätte zupackender und mutiger sein müssen. Ich habe zu spät reagiert. Aber ich habe dann reagiert, darauf lege ich großen Wert.

DER SPIEGEL: Nagt diese anfängliche Zögerlichkeit manchmal noch an Ihnen?

Westerwelle: Das sind Sachen, die vergibt man sich. So wie Sie sich ein paar geschmackliche Verirrungen vergeben. Das passiert jedem pausenlos. Aber bei den Richtungsentscheidungen, den wesentlichen Dingen, müssen Sie richtig liegen.

DER SPIEGEL: 2009 wurden Sie Außenminister einer schwarz-gelben Koalition. Schon bald nach Regierungsantritt machten Ihnen Heckenschützen aus der FDP das Leben sauer.

Westerwelle: Ja, die Zukurzgekommenen aus der eigenen Partei fingen sofort an, warteten keine hundert Tage ab, um mich anzugreifen. Wir hatten auch Pech, die Griechenlandkrise kam, und wir konnten unsere große Steuerreform nicht mehr umsetzen. Ich stand vor der Wahl: in die Opposition zu gehen oder angesichts einer geschichtlichen Situation Abstriche zu machen. Ich habe mich für die Geschichte entschieden und Abstriche gemacht. Das hat mir bei meiner Partei geschadet.

DER SPIEGEL: Gab es eigene Fehler?

Westerwelle: Natürlich kamen eigene Fehler dazu, wie immer. Und in bestimmten Drucksituationen verhalten Sie sich ja auch nicht immer gut. Und dann kommen einige, die sehen die Chance, dass sie ein bisschen weiterkommen können. Das ist eben so. Das ist Politik, und Sie dürfen nicht vergessen, ich war insgesamt

zehn Jahre lang Parteivorsitzender. Das ist unheimlich lange. Nur Genscher hat beinahe elf Jahre gemacht.

DER SPIEGEL: Da wir von Fehlern reden: Wie konnte Ihnen die "spätromische Dekadenz" passieren?

Westerwelle: Sehr ärgerlich, ja. Ich hatte mich unheimlich darüber geärgert, dass die Hartz-IV-Sätze steigen konnten, eine Entlastung der Mittelschicht aber nicht mehr möglich war. Deshalb ist das passiert.

DER SPIEGEL: War das Ihr Satz? Oder hat den jemand für Sie aufgeschrieben?

Westerwelle: Für diesen Satz hafte ich alleine. Es ist passiert. Aber ehrlich gesagt: Es ist ein Satz, mehr nicht. Es ist niemandem ein Unrecht geschehen, kein Mensch hat darunter gelitten, nichts hat sich real verändert in der Welt. Ich habe einen Artikel mit einem Satz geschrieben, den ich heute so mit Sicherheit nicht mehr schreiben würde. Und zwar nicht, weil ich mich von dem Gedanken, alles was man haben will, muss man erwirtschaften, verabschiede, im Gegenteil, sondern weil der Satz missverständlich verletzend war. Und das hätte ich erkennen müssen, und das habe ich nicht erkannt. Da war ich zu rechthaberisch.

DER SPIEGEL: Den Parteivorsitz mussten Sie abgeben, als der Druck Ihrer sogenannten Parteifreunde zu stark wurde. Schmerzt Sie das noch manchmal?

Westerwelle: Es ist vorbei. Es ist nicht mehr wichtig, ich sage das ohne Gram, ohne Groll. Wenn ich heute zurückblicke, erscheint mir das so unbedeutend. Die Gemeinheiten, die Verletzungen, sie schrumpfen. Sie können sich nicht vorstellen, wie unwichtig mir das heute ist. Und dann habe ich ja auch in den eineinhalb Jahren nach



meiner Erkrankung gesehen, wie viel Vertrauen, das ich Menschen gegeben habe, gerechtfertigt war. Von Menschen, auch von politischen Gegnern und Weggefährten, bei denen ich es nie für möglich gehalten habe. Die wirklich standen, sich erkundigten und Zuspruch gaben. Es ist nicht so, dass die Politik nur eine kalte, hässliche Welt ist.

DER SPIEGEL: Haben sich auch die Parteiliebe gemeldet, die Ihnen das Leben schwer gemacht hatten?

Westerwelle: Ja, natürlich. Eine solche Krankheit versöhnt ja auch. Man fragt sich: Mann, worüber haben wir uns eigentlich gestritten wie verrückt? Aber ein paar Sachen werden auch klarer. Dazu zähle ich vor allen Dingen meine Politik der militärischen Zurückhaltung. Heute wird sie nicht mehr ernsthaft bestritten. Auch da kann man übrigens fragen, ob ich in jedem Augenblick das richtige Wort gefunden habe. Wahrscheinlich nicht, aber die Entscheidung war richtig. Das ist heute bewiesen.

DER SPIEGEL: "Bewiesen" ist in diesem Zusammenhang ein schwieriges Wort, weil wir nicht wissen, wie es gewesen wäre, hätte sich Deutschland bei der Abstimmung zum Libyen-Einsatz nicht enthalten.

Westerwelle: Richtig, hypothetische Geschichtsverläufe sind schwierig. Das korrigiere ich, da haben Sie recht. Aber heute ist es offensichtlich, dass die militärische Intervention in Libyen zu einem zerfallenden Staat geführt hat, und das hat einen Teil der Migrationsbewegungen ausgelöst.

DER SPIEGEL: Gegen Syriens Machthaber wurde seitens des Westens nicht interveniert, und dort ist die Situation noch schlimmer als in Libyen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Westerwelle: Ich sehe das in einem größeren Zusammenhang. Es hat mit dem Irak begonnen, mit einer Lüge der amerikanischen Regierung. Interventionen sind selten erfolgreich, weil es selten Pläne und Geduld für die vielen Jahre danach gibt.

DER SPIEGEL: Nach Ihrer Abwahl im Herbst 2013 hat sich die Bundesregierung schnell von Ihrer Politik der militärischen Zurückhaltung verabschiedet. Ihr Nachfolger Frank-Walter Steinmeier und Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen sprachen sich dafür aus, dass Deutschland eine aktivere Rolle in der Welt spielen müsse, notfalls auch militärisch. Ist es verletzend, dass Ihre Positionierung so schnell abgeräumt wurde?

Westerwelle: Ich nehme mit einer gewissen Genugtuung zur Kenntnis, dass ich das von meinem Nachfolger so nicht mehr höre. Das war eine kurze Phase. Deutschland wird nicht dadurch größer, stärker, segensreicher, wenn es mehr militärische Interventionen macht. Das war der große Irrtum der letzten 20 Jahre.

DER SPIEGEL: Würde sich Deutschland aus allem raushalten, würde es von den Verbündeten nicht mehr ernst genommen. Und die Bereitschaft, Soldaten zu schicken, ist die härteste Währung in der Nato.

Westerwelle: Das stimmt, das ist die härteste Währung, mit vielen Kollateralschäden. Aber seitdem ich dem Tod sehr nahe war, habe ich zum Wort "Kollateralschaden" eine äußerst allergische Einstellung. Es hört sich so abstrakt an, aber es bedeutet das Ende von Leben, von Kindern, von Frauen, von Männern. Wenn man über Leben und Tod entscheidet, muss man sich schon ganz, ganz, ganz sicher sein.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

DER SPIEGEL: Damit sind wir wieder bei Ihrer Erkrankung. In Ihrem Buch schreiben Sie, nach der Diagnose hätten Sie sich gefühlt wie Gregor Samsa in Kafkas Geschichte "Die Verwandlung". Können Sie dieses Gefühl beschreiben?

Westerwelle: So gut wie Kafka kann ich es leider nicht beschreiben. Sie wachen auf und fühlen sich wie ein Käfer auf dem Rücken.

DER SPIEGEL: Sie durften lange niemanden berühren, durften nicht berührt werden, und das in einer Zeit, da jede Berührung Trost und Halt sein kann. Wie haben Sie das ausgehalten?

Westerwelle: Sie glauben gar nicht, was der Mensch alles aushält. Man muss da eben durch. Eine Zeit lang wurde ich nur mit Gummihandschuhen angefasst.

DER SPIEGEL: Sie schreiben, dass die Krankheit egalitär sei. Dass alles verwischt werde, reich/arm, alt/jung, machtlos/mächtig. Krebs als großer Gleichmacher.

Westerwelle: Das ist wirklich so. Im Krankenhaus ging ich im Bademantel und in Schlappen über den Flur wie alle dort. Die anderen Patienten und Pfleger kannten mich ja nur aus dem Fernsehen, und nun war ich bei ihnen.

DER SPIEGEL: War das erniedrigend für Sie, oder hatte das Egalitäre auch etwas Schönes?

Westerwelle: Da haben Sie weder schöne noch hässliche Gedanken.

DER SPIEGEL: Entsteht da eine Gemeinschaft?

Westerwelle: Ja, eine Gemeinschaft entsteht in jedem Fall. Es gab bei den Pflegern, Schwestern, Ärzten, Reinigungskräften und Mitpatienten nur eine Devise: Wir bauen uns auf. Keiner zieht einen anderen runter. Und jeder hätte viele Gründe gehabt, zu jammern und zu weinen. Es sind ja einige verstorben in der Zeit.

DER SPIEGEL: Eine Schicksalsgemeinschaft?

Westerwelle: Ja, eine Schicksalsgemeinschaft. Man duzt sich sofort, und man versucht, einander aufzubauen. Ich meine, das sind absurde Situationen. Sie sitzen auf so einem Fahrrad in so einem Jogging-Schlafanzug, haben Schlappen an, blaue Handschuhe, Mundschutz und denken, das ist Fahrradfahren.

DER SPIEGEL: Können Sie heute darüber lachen?

Westerwelle: Nee, lachen kann ich immer noch nicht darüber. Ist auch so ein Phänomen, dass man eine Zeit lang das Lachen völlig verlernt.

DER SPIEGEL: Ist es wieder da?

Westerwelle: Mal mehr, mal weniger. Hängt davon ab, was ich gerade durchmache.

DER SPIEGEL: Ihr erster Stammzellspender sprang kurz vor dem Eingriff ab.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Westerwelle: Das war ein erschütternder Moment. Ich dachte sofort, jetzt geht der Wettlauf gegen die Zeit los. Aber ich dach-

te auch: Wer weiß, was beim Spender vorgefallen ist. Kann man doch niemandem übel nehmen. Und ich hab's auch nicht getan. Nicht eine Sekunde. Ehrlich nicht.

DER SPIEGEL: Der schlimmste Schmerz ist offenbar die Punktion des Knochenmarks.

Westerwelle: Das war nicht so schlimm, das war nach einer Viertelstunde vorbei. Schlimm war, als ich dachte, ich muss sterben.

DER SPIEGEL: Wann dachten Sie das?

Westerwelle: Kurz nach der Transplantation. Ich bekam drei Injektionen, und die ersten beiden waren prima, aber auf die dritte reagierte ich mit einem allergischen Schock. Da stürzten dann die Pfleger rein, und ich habe dort gelegen und gedacht, so fühlt sich also Sterben an.

DER SPIEGEL: Noch einmal Volkshochschule, bitte. Wie wird Leukämie behandelt? Warum eine Stammzellspende?

Westerwelle: Wenn Sie eine akute Leukämie haben, werden die Krebszellen zunächst mit der Chemo zerstört. Danach bekommt der Patient über die Stammzellspende ein neues Immunsystem verpasst. Das Risiko dabei ist, dass das neue Immunsystem den Körper angreift, aber das versucht man dann mit sogenannten Immunsuppressiva in den Griff zu kriegen. Das ist es eigentlich.

DER SPIEGEL: Warum war es so dramatisch, dass in diesem Moment der Spender absprang?

Westerwelle: Es war nach der Chemo, und ich war unheimlich geschwächt. Das sind ja keine schwachen Pillen, die man da bekommt. Sie werden im Grunde genommen lebensuntüchtig gemacht, um überleben zu können.

DER SPIEGEL: Hätten Sie einen zweiten Chemoblock möglicherweise nicht überstanden?

Westerwelle: Das kann man nie sagen. Aber jede Chemo schwächt.

DER SPIEGEL: Sie hatten Glück. Bald tauchte der zweite Spender auf, und Sie saßen ausgerechnet mit Angela Merkel beim Mittagessen zusammen, als Sie davon erfuhren.

Westerwelle: Ist das nicht verrückt? Bei meinem Lieblingsitaliener hier in Köln.

DER SPIEGEL: Wie hat Merkel reagiert?

Westerwelle: Ganz normal. Na, das ist doch eine gute Sache, hat sie gesagt, gratuliere, ich freue mich.

DER SPIEGEL: Wie haben Sie reagiert?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Westerwelle: In dieser Lage jubeln Sie nicht über gute Nachrichten. Weder als Betroffener noch als Freund oder Angehöriger. Sie sind da ganz abergläubisch. Erst mal gucken, wie es kommt.

DER SPIEGEL: Wie läuft eine Transplantation ab? Können Sie das beschreiben?

Westerwelle: Undramatisch. Der Beutel mit der Spende wird an einen Infusionsständer gehängt und mit Ihnen verbunden. Und dann kriegen Sie statt einer Infusion eben Stammzellen verabreicht.

DER SPIEGEL: Wie lange dauert das?

Westerwelle: Ein, zwei Stündchen.

DER SPIEGEL: Sie beschreiben das so nüchtern.

Westerwelle: Es ist eine nüchterne Sache.

DER SPIEGEL: Reden wir noch einmal über Politik. Gibt es in der Politik so etwas wie Aufgehobenheit? Oder nur die permanente Verunsicherung, weil man allzeit durch irgendwen infrage gestellt wird?

Westerwelle: Beides, in Phasen. Wenn Sie über 30 Jahre lang Politik machen, sind da auch die schönsten Erlebnisse – Sie erfahren Momente, in denen die Partei eine Familie ist. Sie erleben Solidarität und Freundschaft, entgegen allen Klischees, aber Sie erleben auch Härte und Gegnerschaft, Aggression, Intrige, Neid.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

DER SPIEGEL: Führt das Zweite, also das Wissen um die Intrigen, nicht dazu, dass Sie dem Ersten, der Freundschaft, nie wirklich vertrauen können?

Westerwelle: Ist das nicht in allen Spitzenpositionen so? In der Wirtschaft oder auch in der Medienwelt? Die Luft ist halt dünn, je weiter man nach oben kommt. Die Redaktion des DER SPIEGEL ist ja auch kein Familienklub.

DER SPIEGEL: Bei uns ist man nett zueinander.

Westerwelle: Ich sehe Ihr Grinsen. Es wird immer um Macht gefochten, das ist normal. Soll ich Ihnen etwas über Vorstände erzählen? Aufsichtsräte? Politik ist gewiss nicht grausamer als das sonstige Leben.

DER SPIEGEL: Wenn Sie in diesen Tagen auf Merkel blicken: Macht sie die richtige Politik?

Westerwelle: Was hätte sie denn machen sollen? Hätte sie den Schusswaffengebrauch an der Grenze schon vorbereiten sollen, wie es von rechtsaußen vorgeschlagen wird? Hätte sie Wasserwerfer in Bewegung setzen sollen? Das wären Bilder gewesen, mit denen sich kein Deutscher hätte zufrieden geben dürfen und können. Die große Geste, die gesendet wurde, über die mag man streiten, zum Beispiel die berühmten Selfies, die von den Flüchtlingen nach Hause geschickt wurden, mit den ganzen Gerüchten und Falschheiten.

DER SPIEGEL: Erleben Sie zurzeit eine neue Kanzlerin?



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Westerwelle: Ich kannte Angela Merkel als zupackende Entscheiderin auch in anderen Zusammenhängen, allerdings im selben Moment auch als vorsichtig. Jetzt ist sie seit zehn Jahren Kanzlerin, und wer hat schon die Gelegenheit, so viel Lebenserfahrung in einem so mächtigen Amt zu erwerben? Als ich ihre Darmstädter Rede sah, nahm ich ihr jedes Wort ab. Dass die Menschenwürde nicht auf Deutsche beschränkt ist, ist ein großer Satz. Und mir ist eine Kanzlerin lieber, die diese Menschenwürde unterstreicht, als ein Kanzler, der das für Gedöns hält.

DER SPIEGEL: Deutschland zeigt sich derzeit auch von einer sehr hässlichen Seite. Was sagen Sie zu den Angriffen auf Flüchtlingsheime, zu den Hassparolen?

Westerwelle: Entsetzlich. Zero tolerance. Kein Pardon. Die ganze Härte des Rechtsstaates. Wenn Sie das zulassen, dann kommen Sie auf eine schiefe Bahn, von der kommen Sie nie wieder herunter. Das geht dann immer schneller, immer schneller, immer schneller.

DER SPIEGEL: Wie beurteilen Sie den Zustand Europas?

Westerwelle: Mit Sorge. Europa ist noch nicht durch. Noch lange nicht durch. Und damit meine ich nicht die Milliarden für griechische Banken.

DER SPIEGEL: Was meinen Sie denn?

Westerwelle: Ich meine damit, dass Europa als politisches Projekt noch nicht durch ist. Alles, was man baut, kann auch zusammenfallen. Das gilt auch für Europa. Im Moment sehe ich vor allem Fliehkräfte.

DER SPIEGEL: War das nicht auch schon zu Ihrer Zeit als Außenminister so?

Westerwelle: Ich habe oft Verhandlungen erlebt, die bis drei Uhr morgens gingen, und dann werden da so zweideutige Signale gegeben. Man sagt sich in seiner Müdigkeit, dein Anliegen ist ja durch, prima. Hast du gut hingekriegt. Schön. Und dann ist es sechs Uhr morgens, du bist noch gar nicht aufgestanden, und draußen klopft dein Pressesprecher. Er wollte nur mal sagen, was wir da gestern als großen Durchbruch verkündet haben, ich glaube, Herr Minister, das gilt nicht mehr. Das gab's damals auch. Aber heute sind die Fliehkräfte noch stärker. Wir müssen aufpassen, Europa ist so kostbar.

DER SPIEGEL: Herr Westerwelle, wie geht es Ihnen heute?

Westerwelle: Heute geht es mir weit besser, als es mir in den 18 Monaten oft ergangen ist. Aber es geht mir heute auch schlechter, als es mir in den 18 Monaten oft ergangen ist. Im Moment ist mein Mund entzündet. Das ist beim Essen wirklich entsetzlich. Es fühlt sich an, als hätte man Stacheldraht im Mund. Aber das ist halt so. Das kriegen wir alles wieder hin.

DER SPIEGEL: Sie erholen sich gerade von einer Lungenentzündung.

Westerwelle: Ich hatte sechs Monate lang großes Glück. Aber dann saß ich im Flughafenbus, und da hat sich jemand die Seele aus dem Leib gehustet. Das war es dann. Ich bekam eine Lungenentzündung und musste für fünf Tage ins Krankenhaus, auf die Station, wo ich erstmals mit der Chemo behandelt wurde. Das waren keine guten Erinnerungen.

DER SPIEGEL: Sind Sie müde, erschöpft?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Westerwelle: Ich schlafe viel, lese viel, was ja auch eine Form von Erholung ist. Am Anfang konnte ich das überhaupt nicht, konnte mich nicht konzentrieren.

DER SPIEGEL: Können Sie Sport treiben?

Westerwelle: Spazieren gehen, ja. Ich war auch schon mal auf dem Golfplatz. Auf Sylt bin ich Fahrrad gefahren. Es geht alles sehr langsam voran. Sie gehen erst eine Runde um den Teich, eine kleine Runde, und brauchen 20 Minuten. Dann gehen Sie eine größere Runde, 30 Minuten. Jetzt habe ich zweimal hintereinander eine Stunde geschafft. Da sitzt jetzt eine ge-

sunde Leserschaft und sagt sich, eine Stunde spazieren gehen, was soll das? Huh, für mich sind das Erfolgserlebnisse, da möchten Sie anschließend ein Stück Torte essen.

DER SPIEGEL: Was Sie aber nicht tun.

Westerwelle: Doch, klar.

DER SPIEGEL: Torte geht?

Westerwelle: Bestimmte Sorten. Alles, was die Schleimhäute reizt, geht nicht, Obst zum Beispiel. Sie können sich nicht vorstellen, wie viel Glück eine Dosensuppe mit Reis und Hühnerbrühe für mich bedeutet. Das beißt nicht im Mund. Heute Mittag habe ich versucht, eine Wurst zu essen. Das hätte ich besser gelassen. Aber das ist alles hinzukriegen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

DER SPIEGEL: Sie haben jetzt eine andere Blutgruppe als früher, die Blutgruppe des Spenders. Verändert das auch Ihre Identität?

Westerwelle: Nein. Sie bleiben derselbe Mensch. Aber mit einem Erfahrungsgewinn im Hochgeschwindigkeitsraffer.

DER SPIEGEL: Ihr Ehemann hatte die Sorge, dass sich etwas Entscheidendes Ihrer Identität verändern könne.

Westerwelle: Der Michael hörte: neues Immunsystem, neue Blutgruppe. Da hat er gefragt: "Ändert sich sonst noch etwas?" Der Arzt sagte: "Wie meinen Sie das?" Michael: "Nicht, dass Guido anschließend mit den Krankenschwestern flirtet." Das hätte die Grundlagen unserer Beziehung geändert. Aber nein, da hat sich nichts verschoben.

DER SPIEGEL: Sie sind immer noch der Guido Westerwelle von früher?

Westerwelle: Durch das Erlebnis werden Sie ein anderer Mensch. Sie bleiben Guido, mit all den Vorteilen und Nachteilen und guten Eigenschaften. Aber durch die Erfahrungen werden Sie schon ein anderer.

DER SPIEGEL: Was ist anders geworden?

Westerwelle: Sie freuen sich an den kleinen Dingen des Lebens, wundern sich, worüber Sie sich aufgeregt haben, möchten am liebsten jedem Gesunden sagen, nutze dein Leben. Carpe diem.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

DER SPIEGEL: Leben Sie in ständiger Angst vor einem Rückfall?

Westerwelle: Nein, aber ich freue mich über jeden guten Blutwert.

DER SPIEGEL: In Ihrem Buch schildern Sie eine Szene, da sagen Sie zu Ihrem Mann: Du erzählst nichts mehr von deiner Arbeit. Und er sagt: Du fragst mich ja nicht mehr danach. Macht Krebs egozentrisch?

Westerwelle: Nein, nicht egozentrisch.

DER SPIEGEL: Besessen?

Westerwelle: Besessen auch nicht. Das ist mir beides zu hart. Aber Ihre Gedanken kreisen natürlich ums Existenzielle, ums Überleben, um Ihre Schmerzen, um Ihre Probleme. Man kümmert sich eigentlich nur noch um die existenziellen Sachen, aber irgendwann platzt dann der Knoten, und man sagt sich: Das geht so nicht. Du kannst ja nicht spazieren gehen und statt die Schönheit der Bäume zu sehen, beschäftigst du dich damit, ob deine Leukozyten jetzt bei über fünf oder unter zwei sind. Mein Ziel war es, nicht nur zu überleben, sondern auch wieder zu leben.

DER SPIEGEL: Mussten Sie sich das ganz bewusst beibringen? Also auch, mal wieder ins Konzert zu gehen?

Westerwelle: Ja. Ich bin zum Beispiel gefragt worden: Musstest du nach Salzburg fahren? Klassische Frage. Nein, musste ich nicht. Es hat mir aber unglaublich viel gegeben. Ich war oft dort, und ich liebe Opern. Und da kann man sagen, ja, es ist ein Risiko, doch egal, ich möchte es. Musste ich zu dem Geburtstag nach Sylt reisen, wo ich mir auf dem Rückweg die Lungenentzündung geholt habe?

Nein, musste ich nicht. Aber ich möchte ja nicht die nächsten Jahre meines Lebens in Pantoffeln im Park um den Teich herumschluffen.

DER SPIEGEL: Gibt es so etwas wie eine vollständige Genesung: dass Sie so leben können wie früher?

Westerwelle: Das weiß man noch nicht.

DER SPIEGEL: Aber das ist möglich?

Westerwelle: Ja, das Ziel ist vollständige Genesung. Aber das kann dauern.

DER SPIEGEL: Ihr Buch liest sich übrigens auch wie eine Liebeserklärung an den Ehemann, wie eine Dankesschrift, wie eine Streitschrift gegen Klischees. Als wollten Sie ganz beiläufig sagen, selbstverständlich können auch Homosexuelle tiefe Verbundenheit fühlen, Fürsorge zeigen, füreinander da sein. War das Ihre Absicht?

Westerwelle: Es ist meine Absicht, und das ist auch die Lehre dieser Zeit. Man sagt gleichgeschlechtlichen Ehen eine gewisse Oberflächlichkeit nach, weil schon das Wort homosexuell die Sexualität betont. Aber das ist nicht so, bei Michael und mir schon gar nicht. Ich wusste das vorher, aber jetzt noch tausendmal mehr: Wir führen keine Ehe zweiter Klasse.

DER SPIEGEL: Herr Westerwelle, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

## Gesucht Gefunden

*Die jüdischen Zwillinge Adam und Ida Paluch waren drei Jahre alt, als sie 1942 in den Wirren des Holocaust getrennt wurden. Mehr als ein halbes Jahrhundert lang versuchten sie, den anderen aufzuspüren. Bis ein Foto Ida schließlich auf die Fährte brachte*

Von Tilman Müller, stern, 22.10.2015

Auch die Kleinsten wurden umgebracht – millionenfach. Von den sechs Millionen Juden, die im Holocaust ermordet wurden, war etwa jedes vierte Opfer ein Kind. Mädchen und Jungen, die ihr Leben lassen mussten, meist getrennt von den Eltern. Nur wenige konnten der Todesmaschinerie entkommen. Versteckt in Wäldern oder Kellern, verborgen in Klöstern oder bei Pflegefamilien. Einige überlebten mit fremder Identität, manche wussten nicht einmal, dass sie jüdisch sind, bekamen es erst am Sterbebett ihrer Adoptiveltern erzählt oder wissen bis heute nichts von ihrer wahren Herkunft.

Wie viele dieser „versteckten Kinder“ heute noch am Leben sind, kann niemand genau sagen. Rund 700 von ihnen – mittlerweile über 70 Jahre alt – gehören dem „Verein der Holocaust-Kinder in Polen“ an. Ein ganz besonderer Fall ist das Schicksal der Zwillinge Adam und Ida Paluch, die sich im Jahr 1942 aus den Augen verloren und erst nach mehr als einem halben Jahrhundert wieder zueinanderfanden. In ihrem amerikanischen Exil, in Skokie, einem Vorort von Chicago, erzählen Adam und Ida ihre Geschichte; sie beginnt am Vormittag des 13. August 1942 in der südpolnischen Kohlenrevierstadt Sosnowiec.

**IDA:** Ich sehe die Szene noch vor mir, es ist meine früheste Kindheitserinnerung: Ein Deutscher in Uniform kommt mit dem Gewehr auf uns zu, Mutter hält Adam und mich auf dem Arm, daneben meine Schwester Genia, um uns entsetzte Gesichter, Schreie, wir stehen in der Menschenschlange, in Todesangst. Die Nazis trenn-

ten die Eltern von ihren Kindern. Adam und ich waren dreieinhalb damals, Genia zehn Jahre alt. Mutter wusste, was jetzt kommt. Die Menschen wurden selektiert. Die auf der einen Seite mussten zur Zwangsarbeit, die anderen in die Vernichtungslager. Plötzlich rennt Mutter los, die Schreie schwellen an. Genia, Adam und ich laufen hinterher, Mutter stürmt in ein Gebäude, links eine Holzterrasse, auf dem zweiten Absatz reißt sie eine Tür auf, es ist eine Schrankkammer, also noch ein Stockwerk hinauf, dort stürzt sie auf ein Fenster zu und verschwindet – für immer. Wenig später sah ich sie auf der Straße liegen, leblos, ein Arm nach oben gebogen. Wir weinten und weinten und weinten. Wegen ihrer Verzweiflungstat, hörte ich später, habe die Gestapo die Selektion für einen Tag gestoppt. Den nutzte Tante Rozia, um uns zu verstecken. Monate später, im Winter 1942 kurz vor Weihnachten, war ich mit Tante Rozia im Srodula-Ghetto außerhalb der Stadt. Ein ihr bekannter Mann auf der anderen Seite des Stacheldrahts fragte, wer ich sei. „Das ist das Kind meiner Schwester, die sich umgebracht hat“, sagte Tante Rozia. „Wir haben kaum etwas zu essen, sie ist für uns ein Mund zu viel.“ Ich war ein hübsches Mädchen. Der Mann bot an, mich zu sich zu nehmen. Meine Tante willigte ein. In der Abenddämmerung hob man mich über den Stacheldraht. Der Mann, Wilhelm Maj, mein späterer Pflegevater, brachte mich nach Hause zu seiner Frau und sagte: „Das Mädchen hier ist dein Weihnachtsgeschenk.“

**ADAM:** Fast mein ganzes Leben lang wusste ich weder, wer ich bin, noch wie ich wirklich heiße. Ich wurde als Jude verspottet, bevor ich wusste, dass ich ein Jude bin. Die Suche nach meiner Identität, hieß es, sei hoffnungslos, ich solle endlich aufhören, in der Asche herumzustochern. An meine Zeit als kleines Kind habe ich im Gegensatz zu Ida überhaupt keine Erinnerungen.

Adam und Ida Paluch werden am 3. Mai 1939 in Sosnowiec geboren. Ihr Vater Chaim Lejzor Paluch ist Schneider, ihre Mutter Ester Wajntraub hat einen Laden für Kinderbekleidung. Am 4. September besetzen deutsche Truppen die 130 000-Einwohner-Stadt. Der Vater geht zur polnischen Armee, seine Frau sieht ihn nie wieder. Für die etwa 28 000 Juden der Stadt beginnt ein Kampf ums Überleben. Viele schufteten anfangs als Zwangsarbeiter, doch am 10. Mai 1942 beginnen die ersten Transporte in die 40 Kilometer entfernten Lager von Auschwitz. Am 15. August, kurz nach Ester Wajntraubs Selbstmord, werden 4000 Juden aus Sosnowiec nach Auschwitz deportiert. Bis



Kriegsende treffen dort etwa 216 000 Kinder ein, nur 451 von ihnen überleben. Auch in den anderen deutschen Todeslagern in Polen finden Hunderttausende Kinder den Tod. Adam Paluch landet irgendwann in dieser Zeit im KZ Majdanek. Er selbst hat an den Transport keine Erinnerung. Die setzt erst bei der Befreiung ein, im Juli 1944.

**ADAM:** Ich erinnere mich noch an die Russen in Majdanek. Sie legten mich behutsam auf einen Regenmantel, den sie auf dem Boden ausgebreitet hatten, weil ich nicht laufen konnte. Ein Foto aus dieser Zeit zeigt mich mit meinem späteren Pflegevater. Er kämpfte in der II. Polnischen Armee, die mit den Russen Majdanek befreit hatte. Dass ich eines der 53 Kinder war, die SS-Männer bei ihrem hastigen Rückzug im KZ zurückließen, erfuhr ich erst viel später. Nicht von meinen Pflegeeltern freilich. Sie ließen mich taufen und verschleierten meine Herkunft. Ich erinnere mich noch an die bläuliche Nummer, die auf meinem rechten Oberschenkel eintätowiert war und später wegoperiert wurde; heute noch habe ich dort eine Narbe. „Ich habe dich damals im Lager aus der Scheiße geholt“, grölte mein Vater, wenn er betrunken war, „noch ein halbes Jahr später hast du gestunken.“ Später stellte sich heraus, dass man an uns Kindern im KZ medizinische Versuche vorgenommen hat und wir dort 1944 halb tot in den Latrinen gefunden wurden.

Die Zwillinge wachsen etwa 500 Kilometer voneinander entfernt in Polen auf. Adam nahe der Ostsee in Lebork, Ida in Tschenschow. Beide werden von katholischen Pflegeeltern betreut. Adam von Jan und Leokadia Dolebski, Ida von Wilhelm und Jozefa Maj. Beide tragen andere Namen: Adam heißt Jerzy Dolebski, Ida heißt Irena Maj. Ihre Wege verlaufen sehr unterschiedlich; Ida erfährt Geborgenheit und Halt, Adam findet sich im Leben nur schwer zurecht.

**ADAM:** Nach dem Krieg brachte meine Pflegemutter fünf Kinder zur Welt. Sie durften mit den Eltern im Bett spielen, ich nicht. Meine Geschwister waren blond, ich hatte schwarze Haare, und meine Brüder waren im Gegensatz zu mir nicht beschnitten. Bald wurde ich in der Schule „obrzezaniec“ genannt, der Beschnittene. Zu Hause galt ich als „der Gefräßige“, da ich einen krankhaften Hunger hatte und immer Brot stahl. Wenn die Eltern mich ertappten, gab's Prügel. Weißt du eigentlich, dass du ein Judenkind bist, sagte einmal eine Nachbarin zu mir. Als ich meine Mutter darauf ansprach, sagte sie, ich sei ein „znajda“, ein Findelkind. Nach und nach wurde mir klar, dass Ju-

den und Christen unterschiedlich sind. Wenn ich ein Jude bin, fragte ich mich, wo sind dann meine richtigen Eltern? Mit elf Jahren bin ich dann zum ersten Mal abgehauen. Habe mich im Zug versteckt, bin schwarz quer durch Polen gefahren, durch Warschau gelaufen, habe gehofft, dass mich jemand erkennt und zu meiner richtigen Familie führt. Doch die Polizei brachte mich nach Lebork zurück. Meine Mitschüler nannten mich jetzt den „Wegrenner-Juden“. Später kam ich ins Internat und setzte mir in den Kopf, berühmt zu werden. Dann, dachte ich, kennen mich alle in ganz Polen; so werden auch meine wahren Eltern von mir hören.

**IDA:** Jozefa, meine Retterin, vergesse ich nie. Sie behandelte mich wie ihr eigenes Kind, obwohl auf das Verstecken von Judenkindern die Todesstrafe stand. 1943 wurde mein Pflegevater Wilhelm von der Gestapo exekutiert, weil er bei der polnischen Untergrundarmee war. Die Not war danach noch größer. Jozefa und ich verkauften nun in überfüllten Zügen Tabak und Wodka, um etwas Geld zu verdienen. Jedes Mal, wenn ich an den Bahnhöfen die Gestapo-Männer mit ihren Schäferhunden sah, war ich halb ohnmächtig vor Angst. Einmal schnappten sie mich mit Zigaretten, ich dachte, dass sie mich erschießen. Doch einer der Deutschen gab uns den Koffer zurück. „Mach das nie wieder“, sagte er, „ich habe auch eine Tochter daheim, andere sind nicht so großzügig wie ich.“

Ida besucht später in Breslau die Schule, emigriert danach mit ihrem leiblichen Vater nach Israel und bekommt eine Tochter. Adam gründet in dieser Zeit in Wejherowo nahe Danzig eine Familie.

**IDA:** Als Chaim, mein richtiger Vater, nach dem Krieg plötzlich aus Russland zurückkam, war ich deprimiert. Wieder ein Fremder. Chaim heiratete wieder, und ich bekam wieder eine andere Mutter. Sie war eine Auschwitz-Überlebende, die nach Israel wollte. Doch in der Stalin-Ära war daran in Polen nicht zu denken. Ich musste Backsteine putzen für den Wiederaufbau und als Teenager lernen, wie man den Klassenfeind mit dem Gewehr bekämpft. Erst 1957 konnten wir ausreisen, zogen nach Haifa. Hier fühlte ich mich erstmals in meinem Leben frei. Eines Tages erzählten uns zwei Frauen, die aus Sosnowiec stammten, sie hätten gesehen, wie Tante Rozia mit ihren Kindern und Genia in einer langen Schlange vor dem Bahnhof standen. Der Zug sei nach Majdanek gefahren.

**ADAM:** Meine Eltern schickten mich in ein Internat. Dort bekam ich einen Wachstumsschub, wuchs 27 Zentimeter in einem Jahr. Meine Mutter war stolz, als ich in den Ferien mit ihr bei einem Tanzabend übers Parkett wirbelte. „Aber“, sagte sie, „sag bloß niemandem, dass ich deine Mutter bin.“ Irgendwie saß ich zwischen allen Stühlen. Ich ging zur Marine, weil ich so auch außerhalb des Landes in jüdischen Gemeinschaften nachfragen konnte, ob jemand ein in Polen verschollenes Kind vermisst. Ich erinnere mich noch, wie ich mich auf den Niederländischen Antillen in einer Synagoge erkundigte. Hier, fern der Heimat, wurde mir plötzlich klar, dass ich einfach nicht wusste, wer ich bin. Monate später, im Hafen von Kuwait, kamen Matrosen aus Israel an Bord. Als sie meine Geschichte hörten, wollten sie mich sofort nach Haifa mitnehmen. Doch ich konnte nicht fort. Damals, 1968, war ich schon verheiratet. Mein erstes Kind wartete in Polen.

In den 70er und 80er Jahren ändert sich vieles für die Zwillinge. Ida ist bereits 1963 von Israel nach Chicago gezogen, dort heiratet sie ein zweites Mal. Adam wechselt nach zehn Jahren bei der Marine in den Pelzhandel und lebt mit seiner Ehefrau Danuta sowie drei Söhnen nahe der polnischen Ostseeküste. Beide versuchen nun mit immer mehr Aufwand, ihre jüdischen Angehörigen zu finden. Ohne Erfolg. Dann, 1989, öffnet sich plötzlich der Eiserne Vorhang. Brachte dies die Dinge ins Rollen?

**IDA:** Auf jeden Fall.

**ADAM:** Nein, das denke ich nicht. **IDA:** Doch, da bin ich ganz sicher. Ohne den Zusammenbruch des Kommunismus in Polen wäre nichts passiert.

**ADAM:** Gut, der Regimesturz hat einiges bewirkt, doch die breite Diskussion um den Holocaust, die damals in Polen begann, war viel wichtiger.

Aber wussten Sie beide damals nicht schon alles über den Holocaust?

**ADAM:** Nein, ich hatte keine Ahnung, dass es Holocaust-Überlebende gibt.

**IDA:** Ich wusste einiges über Auschwitz, da meine Stiefmutter dort ihre beiden Kinder verloren hat. In Israel, später auch in den USA, hatte ich viel über die Nazi-Gräueltaten gehört, aber die Ausmaße des Völkermords waren mir lange nicht bewusst.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**ADAM:** Bei uns sprach kaum jemand über den Holocaust. Mir war entgangen, dass Deutschland in Wahrheit zwei Kriege geführt hat, einen gegen seine Nachbarn und einen zweiten gegen die Juden.

**IDA:** Auch in den USA sprach man darüber so gut wie nicht. Das änderte sich erst ab Mitte der 80er Jahre. Filme wie „Shoah“ bewirkten, dass auf einmal sehr viele Menschen über den Holocaust sprachen.

Im Mai 1991 treffen sich zum ersten Mal Holocaust-Kinder aus der ganzen Welt in New York. Auch Ida ist dabei.

**IDA:** Ich war völlig überrascht, wie viele wir waren. Fast 2000 Leute aus 28 Ländern. Wir alle hofften, verschollene Angehörige zu finden, und standen vor einer großen Pinnwand voller alter Bilder. Auch ich hatte dort ein Foto von Adam und mir aufgehängt.

**ADAM:** Mir half damals der Rabbiner der Warschauer Nozyk-Synagoge. Er brachte in der „Folks-Sztyme“ (Volksstimme) eine Anzeige mit einem Kinderbild von mir: „Jerzy Dolebski ist ein jüdischer Mann. Wenn Sie den Jungen erkennen, nehmen Sie Kontakt mit uns auf.“ Und tatsächlich, wenig später meldete sich eine Frau aus New York, doch es stellte sich schnell heraus, dass ich nicht ihr Sohn war. Was für eine Enttäuschung!

**IDA:** Adam hatte im Gegensatz zu mir keinerlei Ansatzpunkt. Ich suchte ganz konkret meine Geschwister. Er jedoch kannte nicht einmal seinen Namen. Ich kann mir gut vorstellen, wie deprimiert er gewesen sein muss.

**ADAM:** Und dann behauptete mein Pflegevater plötzlich, ich sei der Sohn einer gewissen Frieda Nojmark. Er dachte, ich würde mich damit zufriedengeben. Doch ich ging nach Israel und fand heraus, dass die im Ghetto umgekommene Frieda kein Kind hatte.

**IDA:** Heute noch frage ich mich, woher Adam die Kraft nahm, immer weiter zu suchen. Hätte er aufgegeben, wären auch meine Bemühungen vergebens gewesen. Jahr für Jahr hatte ich alle Paluchs dieser Welt angeschrieben, deren Adressen ich in Chicago ausfindig machen konnte; nie kam eine Antwort. Als letzte Hoffnung blieb

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

nur noch eine Reise zu den Orten meiner Kindheit, die ich möglichst bald antreten wollte.

**ADAM:** Im Verein der polnischen Holocaust-Kinder war ich eine auffällige Figur. Ich trug einen dunklen, langen Vollbart, und jeder, der mich kannte, wusste, dass ich ihn erst abrasieren würde, wenn ich herausbekommen hätte, wer ich bin.

**IDA:** O ja, ohne den Bart hätte sich das Puzzle vielleicht nie zusammensetzen lassen ...

**ADAM:** ... jedenfalls rief bei mir, das muss 1993 gewesen sein, eine Reporterin an aus den USA, die für den „Jewish Ledger“ schrieb. Die Journalistin machte ein Foto von mir und schrieb einen Artikel.

**IDA:** Eine Freundin gab mir den Zeitungsausschnitt. Ich konnte wenig anfangen mit diesem Jerzy Dolebski. 1942 geboren, hieß es da, drei Jahre jünger als ich. Dann sah ich mir sein Foto genauer an. Irgendwie kam mir das Gesicht bekannt vor. Unser Großvater, schoss es mir durch den Kopf, sah genauso aus. Die gleichen Augen, die gleiche hohe Stirn, die gleiche Kopfhaltung. Und der gleiche Bart.

**ADAM:** Und dann, es war im Januar 1995, kam ich eines Abends spät nach Hause, da sagte mein Sohn, eine verrückte Frau aus Chicago habe angerufen und behauptet, sie sei meine Zwillingschwester.

Das erste Telefonat zwischen Adam und Ida dauert mehr als eine Stunde. Ida wusste bereits aus dem „Ledger“, dass Adam kaum noch Erinnerungen an seine frühe Kindheit hat.

**ADAM:** Ich fragte Ida als Erstes, wann sie geboren ist. „Am 3. Mai 1939“, sagte sie. Ich gab kühl zurück: „Sie sind nicht meine Zwillingschwester, ich kam drei Jahre später auf die Welt, am 15. Oktober 1942.“

**IDA:** „Sie werden es nicht glauben“, erklärte ich ihm, „aber laut meiner christlichen Geburtsurkunde wurde ich auch 1942 geboren. Diese Papiere sind doch alle falsch.“

**ADAM:** Nach dem Telefonat kam ich ins Grübeln. Mein offizielles Geburtsjahr, 1942, war nach Kriegsende festgelegt worden und mir schon immer seltsam vorge-

kommen. 1939 ergab mehr Sinn. Denn wer hätte mich 1942, als die Judenvernichtung in vollem Gang war, beschneiden sollen?

**IDA:** Ich war nach dem Telefonat extrem nervös, musste wegen jeder kleinen Sache weinen. Und wann immer ich an ihn dachte, rief er an. Anfangs ein paarmal die Woche, dann fünf- bis sechsmal am Tag.

Ida beschließt, Adam zu treffen. Am 28. April 1995 kommt sie auf dem Warschauer Flughafen an. Ida trägt ein weißes Kostüm, Adam einen dunklen Anzug mit Krawatte. Die beiden umarmen und küssen sich. Selbstvergessen. Minutenlang. Wie ein Liebespaar nach langer Trennung. Adam rasiert kurz darauf seinen Bart ab, dann gibt es ein rauschendes Freudenfest in den Bergen der Hohen Tatra. Auch Danuta, Adams Ehefrau, ist da. Und Herr Dolebski, Adams Ziehvater. Der erklärt, er habe ja schon immer gewusst, dass Jerzy, das Holocaust-Kind, eigentlich Adam Paluch heißt. Wenig später besuchen die Zwillinge ihre Geburtsstadt Sosnowiec. Sie erhalten dort ihre richtige Geburtsurkunde. Und die Todesurkunde von Ester Wajntraub, ihrer Mutter.

**IDA:** Ich hatte ein Rückflugticket und wollte 14 Tage bleiben ...

**ADAM:** ... daraus wurden vier Wochen. Und als diese langsam zu Ende gingen, kamen Probleme. Danuta und meine Söhne waren eifersüchtig, da Ida und ich stets Hand in Hand herumliefen.

**IDA:** Adam hatte nicht damit gerechnet, dass seine Familie so reagiert. Wir sollten, hieß es auf einmal, nicht so sehr vor uns hertragen, dass wir jüdisch sind.

**ADAM:** Ich erklärte Danuta, dass sie nur verlieren kann, wenn sie sich gegen meine Schwester stellt.

Die Zwillinge fliegen zusammen in die USA. Für Adam ist es eine Reise in die neue Heimat.

**IDA:** Auch hier in Chicago war es nicht einfach. Meine Tochter hatte anfangs Angst, mich zu verlieren.

**ADAM:** Aber wir waren unzertrennlich.

**IDA:** Wir sind unzertrennlich.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**ADAM:** Wir haben die gleichen grünen Augen ...

**IDA:** ... und sind beide gegen Jodsatz allergisch.

**ADAM:** Wir haben beide nie in unserem Leben geraucht oder Alkohol getrunken. Noch nie hat sich jemand so gut um mich gekümmert wie Ida.

Vielleicht sind Sie so glückliche Zwillinge, weil Sie so ewig lange getrennt waren?

**ADAM:** Ich wusste ja nicht, dass ich eine Zwillingsschwester habe, spürte freilich immer, dass mir etwas fehlt. Als Ida dann in mein Leben trat, löste das in mir Gefühle aus, die stärker waren als ich. So stark, dass ich meine Familie verließ und mit Ida zusammenleben wollte.

**IDA:** Als ich meinem Bruder endlich auf dem Warschauer Flughafen gegenüberstand, war ich so glücklich wie zuvor nur bei der Geburt meiner Tochter. Auf das erste Glück musste ich neun Monate warten, auf das zweite ganze 53 Jahre.

**ADAM:** Für mich bedeutete das Happy End auch, dass ich plötzlich eine neue Identität besaß. Anfangs machte mich das fast wahnsinnig, doch ich spürte, dass es für mich nur weitergeht, wenn ich Polen verlasse und hierher in die USA ziehe.

Sind Ihnen manchmal Zweifel gekommen, ob Sie wirklich Zwillinge sind?

**ADAM:** Nein, niemals. Wir haben genügend Beweise, dass wir Bruder und Schwester sind. Deshalb haben wir nie einen DNA-Test machen lassen.

**IDA:** Ich glaube an Gott und nicht an solche Tests. Das, was uns passiert ist, ist eindeutig dokumentiert.

Nach seiner Ankunft in den USA wohnt Adam zunächst in Idas Haus in Skokie und bezieht dort nach zwei Jahren eine eigene Wohnung. Wie Ida steigt auch Adam in Amerika sofort ins Berufsleben ein. Inzwischen ist auch er US-Bürger, betreibt eine kleine Baufirma und lebt, geschieden von seiner polnischen Frau, in einem eigenen Haus nahe Skokie. Die Zwillinge, reformierte Juden, heute 76 Jahre alt, sehen sich fast jeden Tag und sind beide ehrenamtlich im Holocaust-Museum in Skokie aktiv.

**ADAM:** Wir Holocaust-Kinder sind wie eine große Familie.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**IDA:** Das Holocaust-Museum ist eine Art zweite Heimat für mich. Wir sind fast jeden Tag dort, jeder kennt uns da ...

**ADAM:** ... warum nehmen wir nicht unsere Betten mit und schlafen dort?

**IDA:** Ja, genau. Wer den Holocaust nicht miterlebt hat, kann das wohl schwer nachvollziehen, aber wir Holocaust-Kinder verstehen uns blind. Die gleichen Dinge sind wichtig für uns, bis ins kleinste Detail hinein. Wenn da einer einen Satz beginnt, kann der Nächste ihn zu Ende führen.

Wie reagieren Menschen, denen Sie Ihre Geschichte erzählen?

**ADAM:** Viele fangen an zu weinen.

**IDA:** Und ich muss dann immer an Genia denken, unsere Schwester. Die Hoffnung, dass sie überlebt hat, schwindet mit jedem Tag. Aber für mich ist das keine abgeschlossene Sache. Ich spüre diesen tiefen Schmerz, und ich möchte unbedingt wissen, was mit ihr passiert ist – mit unserer großen Schwester, von der ich gehört habe, dass sie sich um uns Zwillinge immer so liebevoll gekümmert hat, damals in Sosnowiec.



## 438 Tage Seenot

*Er trieb 10 000 Kilometer in einem Boot übers Meer. Ass rohe Fische, Vögel, seine Fussnägel.*

Von Jan Christoph Wiechmann, Das Magazin, 16.01.2016

Eine Steilküste in Südkalifornien. Der Pazifik ist spiegelglatt, nur ein Fischerboot tuckert durch die Abendsonne. Salvador Alvarenga, 38, sitzt am Ufer, frisch rasiert und gescheitelt, er trägt Chinos und ein kariertes Hemd. Nicht zu vergleichen mit jenem langmähnigen Schiffbrüchigen, der am 29. Januar 2014 nach mehr als einem Jahr auf dem Pazifik an Land gespült wurde. Er zündet sich einen Joint an, die Hände zittern. Er atmet tief.

Das Magazin — Was ist los? Sie wirken unruhig.

Salvador Alvarenga — Ich bin nicht mehr gern am Meer.

Aber es ist keine Wolke am Himmel. Kein Anzeichen eines Sturms.

So ruhig war es meistens. Und das bedeutet: kein Trinkwasser, brennende Sonne, Haie, Einsamkeit. Es kommen viele Erinnerungen hoch.

Welche vor allem?

Zu viele. Wie mein Freund verhungert. Wie ich meine Fussnägel verspeise. Schildkrötenblut trinke. Alles sehr belastend.

Wollen wir an einem anderen Ort sprechen?

Nein. Ich kann ja nicht immer fliehen. Ich bin ein Mann des Meeres.

Mehr als 400 Tage trieben Sie auf diesem Meer.

438 Tage. Und keinen weniger.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

438 Tage. 10 000 Kilometer in einer Nussschale. Eine unglaubliche Odyssee. So unglaublich, dass manche sie anzweifeln.

Das macht mich traurig. Die sollten das mal durchstehen. Glauben Sie mir auch nicht?

Ich glaube Ihnen. Aber ich habe viele Fragen. Sie haben sich bisher nicht ausführlich geäußert.

Ich habe den Ansturm der Medien gehasst. Fragen Sie meine Kollegen.

Habe ich. Tatsächlich fuhr ein Fischer namens Salvador Alvarenga am 17. November 2012 im mexikanischen Fischernest Costa Azul hinaus aufs Meer und kehrte nicht zurück. Aber er war nicht allein.

Ezequiel Córdoba. Gott hab ihn selig.

Sie kannten Córdoba gar nicht. Er war kaum zwanzig Jahre alt. Dennoch nahmen Sie ihn mit aufs Meer.

Ich wollte wie immer mit meinem Partner raus, Ray Perez, der ist erfahren, furchtlos. Aber an dem Tag musste Ray zur Polizei. Er hatte ständig Probleme mit dem Gesetz.

Und da nahmen Sie einen unerfahrenen Seemann?

Ein Fehler. Aber ich wollte unbedingt wieder raus. Am Vortag hatten wir Unmengen gefangen: Goldmakrelen, Haie, Marlins. 600 Kilo. Das ist viel Geld.

Es heisst, Ihnen bleiben gerade mal 40 Cent von einem Fisch, der auf dem Markt in Mexiko-Stadt 25 Dollar kostet.

Kommt hin, aber von so einem Fang kann man eine Woche leben, und Weihnachten stand vor der Tür. Wir brauchten Kohle.

Für jenen 17. November war ein Sturm aus Norden angekündigt, ein berühmter Norteño.

Wir hatten schon viele Norteños erlebt. Wir ahnten nicht, dass es ein Jahrhundertsturm würde. Er meldet sich nicht gerade an.

Andere Fischer fahren nicht raus. Über Funk wurde gewarnt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich habe nichts gehört. Norteños sind unberechenbar. Sie lauern an Land, und erst über dem Meer entladen sie sich.

Was für ein Boot hatten Sie?

Acht Meter lang. Fiberglas. Keine Kajüte. Kein Dach. In Mexiko nennen sie es Bananenboot. Ich nannte es Titanic.

Ihre Ausrüstung?

250 Liter Benzin. 60 Liter Frischwasser. 50 Kilo Sardinen als Köder. Hunderte Fanghaken. Und das Wichtigste: Rinderleber.

Rinderleber?

Für meine geliebten Tacos. Mit Tomaten und Koriander. Sehr lecker.

Ein Funkgerät?

Ja, aber nur halb geladen. Und ich schaue selten drauf.

GPS?

Ja, aber nicht wasserdicht.

Anker?

Ich dachte nicht, dass ich auf See einen Anker brauchen würde.

Rettungswesten?

Eine.

Entschuldigen Sie die Direktheit. Wie leichtsinnig muss man sein. Solche Fehler können Leben kosten.

Ich habe einige Fehler gemacht. Aber 15 Jahre ging es gut.

So fahren Sie also raus, Richtung Golf von Tehuantepec, 90 Kilometer vor der Küste. Der Wetterbericht sagt voraus: starke Böen, 80 Stundenkilometer. Wenig Regen.

Die Wellen erreichten schon bald drei Meter Höhe, unser Boot wurde ein Spielball des Sturms. Und Córdoba seekrank. Ich entschied: Wir müssen zurück. Kurs: Nordost, 70 Grad.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

In den Sturm hinein?

Mitten hinein. Der stärkste Sturm, in dem ich je war. Was für ein Gegner. Aber ich hatte Hoffnung. Lenkte uns mit Feingefühl, beschleunigte, wartete ab, ritt auf den Wellen, wie ein Surfer. Es war eine Achterbahnfahrt. Und das in der Nacht.

Sie klingen euphorisch.

Mehr Adrenalin geht nicht.

Es schwappte kein Wasser ins Boot?

Unmengen. Bald knietief. Wir schöpften Wasser ohne Ende. Wenn Córdoba nicht kotzte, schöpfte er Wasser. Dann flog er über Bord. Konnte sich so gerade noch an der Bordwand festklammern. Ich zog ihn an den Haaren wieder rein.

Es war nun etwa acht Uhr morgens, Sie waren die Nacht hindurch gefahren. Wie viel fehlte noch zum Land?

Ich sah schon die Berge. Wir waren etwa 25 Kilometer weg. Dann plötzlich huschet der Motor. Er rattert. Dann ist es vorbei. Ich dachte: Vielleicht ist es die Zündung, die Treibstoffzufuhr? Die Küste war zum Greifen nah.

Was machten Sie?

Ich funkte meinen Boss Willy an. Den Eigner der Boote. Ich rief: Willy, der Motor ist kaputt. Er sagte: Gib mir die Koordinaten. Ich: Mein GPS funktioniert nicht. Er: Wirf Anker. Ich: Hab keinen dabei. Er: Wir suchen euch.

Willy sagt, er liess 14 Tage nach Ihnen suchen. Es scheint mir eine verschworene Gemeinschaft.

Wir nannten uns Tiburoneros.

Haifischjäger.

Wir haben uns in Seenot gegenseitig gerettet. Haben Männer verloren. Haben tagelang gefeiert. Mit Tequila und Frauen. Diese Einheit kann keiner beurteilen, der nicht zur See fährt.

Was bedeutete die See für Sie?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Alles. Liebe. Sie gab mir Essen. Adrenalin. Sie war mein Gegner. Mein Begleiter. Das können Landratten nicht beurteilen.

Jetzt waren Sie ihr ausgesetzt – ohne Motor.

Wir wurden hochgespült, hoch wie drei Stockwerke – und runtergeschleudert. Wir lehnten uns gegen die Bootswand und knallten hin. Ich dachte: Wir packen das nicht lang. Wir sind zu schwer.

Was also tun?

Wir schmissen alles über Bord, 500 Kilo Fisch, 200 Liter Benzin. Aber wir verloren den Kampf. Ich baute einen Schleppanker aus einer Fangleine und 50 Bojen für mehr Stabilität. Er rettete uns.

Das Funkgerät?

War tot. Ich warf es über Bord.

Das war nur Tag eins. Die Vorhersage für Tag zwei lautete: Wind mit 90 Stundenkilometern, fünf Meter hohe Wellen.

Der Sturm dauerte fünf Tage. Wir schöpften immer gerade genug Wasser, dass wir nicht untergingen. Córdoba, völlig seekrank, schrie: Lass uns sterben. Ich schrie: Nein, wir halten durch.

Nach Berechnungen von Ozeanografen trieben Sie etwa 450 Kilometer aufs Meer. Keine Küstenwache sucht Sie da noch.

Ich wusste nicht, wo wir waren. Es gibt kaum was Unheimlicheres: im Sturm, in der Dunkelheit, auf diesem unendlichen Ozean.

Schiefen Sie überhaupt?

Kaum. In der Fischkiste. Eng an eng. Wir waren nass und kalt.

Zwei fremde Männer in enger Umarmung?

Wir haben sogar die Beine umeinandergewickelt.

Fünf Tage Sturm. Und dann?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ist es plötzlich ruhig. Gespenstisch. Eine Flaute. Und wir am Leben. Ich blicke mich um. Ich sehe den Himmel wieder.

Aber kein Land in Sicht?

Kein Land.

Kein Schiff?

Nichts. Nur die brennende Sonne.

Wie schützen Sie sich?

Wir verbringen die Tage in der Kühlkiste. Aber unser erster Gedanke war: Wir werden verdursten. Mein Hals fühlte sich trocken an. Die Speiseröhre geschwollen.

Was trinken Sie?

Unser letztes Wasser. Irgendwann Urin. Er schmeckt salzig.

Survival-Experten raten davon ab. Im Urin sind viele Salze, die den Flüssigkeitsbedarf noch erhöhen.

Das merkten wir auch bald. Wir tranken dann warmes Schildkrötenblut. Ich fing Schildkröten.

Wie viel Essen hatten Sie noch?

Eine rohe Zwiebel.

Wovon lebten Sie?

Schildkröten und Quallen.

Wie schmecken Quallen?

Sie hinterlassen ein Brennen im Hals. Man muss sich die Nase zuhalten. Aber dann, nach zwei Wochen, spüren wir Tropfen.

Regen?

Endlich Regen. Zuerst nur ein paar Tropfen. Dann immer stärker. Wir tanzen vor Freude. Wir sammeln das Wasser auf einer Plastikplane. Von dort füllen wir es in Flaschen und Eimern ab.

Welche Flaschen?

Es treibt so viel auf dem Meer: Flaschen, Kanister, Tüten. Das Meer ist eine grosse Müllgrube. Man findet viele Kostbarkeiten.

Was fanden Sie noch?

Altes Küchenfett. Wir stürzen es hinunter. Ich stelle mir dabei vor: ein Hamburger, welch Delikatesse. Oder wir finden saure Milch. Ich fantasie: Joghurt – wunderbar.

Sie treiben jetzt etwa 20 Kilometer pro Tag nach Westen. Wie ist es so allein an Bord, mit einem jungen Kerl wie Córdoba, Tag und Nacht?

Wir werden Brüder. Wir reden über unser Leben. Wir waren beide schlechte Söhne. Ich zudem ein schlechter Vater. Habe mein Dorf in El Salvador vor 15 Jahren verlassen. Mich nie um meine Tochter Fatima gekümmert. Wir versprachen uns: Wenn wir überleben, wollen wir bessere Menschen werden. Aber Córdoba wird schwächer.

Was ist passiert?

Er isst zu wenig. Ich fange Vögel und esse sie roh. Aber ihm wird davon schlecht. Er verweigert sich. Ich schneide ihm das Fleisch in Stücke, erwärme sie auf dem von der Sonne erhitzten Motor. Stecke sie auf Fischgräten – als Partyspiess. Erst dann isst er. Aber wir fangen nicht genug.

Wie reagierte Córdoba?

Er schrie nach seiner Mutter. Schrie: Haie werden mich fressen. Es gab Haie?

Jede Menge. Sie klopfen an. Sie spüren, dass da im Boot ihre Beute ist. Sie versuchen, es zu entern. Córdoba wird immer schwächer. Irgendwann hat er nicht mal mehr Kraft, um die Wasserflasche zu heben. Wir machen einen Deal: Wer überlebt, besucht die Mutter des anderen.

Es war klar, wer überlebt.

Eines Tages sagt er: Ich sterbe.

Wann war das?

Nach etwa zwei Monaten. Ich sage ihm: Denk nicht dran. Er fleht: Wasser, Wasser. Ich halte es ihm an den Mund. Er stöhnt noch, er wird steif, dann ist es vorbei.

Er ist tot?

Ich schreie: Lass mich nicht allein! Du musst leben! Er hat die Augen noch offen.

Was machen Sie mit dem Leichnam?

Ich rede mit ihm.

Wie bitte?

Ich stabilisiere ihn, damit er nicht umfällt. Ich sage: Wie geht es dir heute? Wie ist der Tod so?

Werden Sie verrückt?

Ich bin einsam. Wir haben zusammen überlebt. Jetzt bin ich allein. Ich weine stundenlang. Ich stelle mir einfach vor, er lebt weiter.

Die Leiche verwest doch.

Die Sonne trocknet den Leichnam aus. Ich habe ihn sogar umarmt. Erst nach sechs Tagen frage ich mich: Was mache ich hier? Dann nehme ich ihm seine Kleidung ab und ziehe sie an. Ich schiebe die Leiche ins Wasser. Dann werde ich ohnmächtig.

In den Medien wurde spekuliert, es könne sich um einen Akt von Kannibalismus handeln.

Lieber würde ich sterben.

Es war nie ein Thema zwischen Ihnen?

Córdoba fragte mich: Wirst du mich essen? Ich sagte im Scherz: An dir ist nichts dran.

Warum haben Sie überlebt?

Der Wille. Die Erfahrung. Aber ich fühle mich schuldig. Ich hatte Córdoba mitgenommen. Jetzt kann ich nicht mehr. Können wir mit dem Interview morgen weitermachen?



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ein anderer Tag. Eine düstere Gegend von Los Angeles. Pfandhäuser. 99-Cent-Läden. Dazwischen ein salvadorianisches Restaurant. Alvarenga bestellt Suppe und Tamales. Er stürzt sich drauf.

Sie schlingen das Essen hinunter.

Ich kann Unmengen essen.

Immer noch Nachholbedarf?

Ich verbrachte Tage ohne jede Nahrung. Der Hunger raubte mir den Verstand. Ich wollte meinen Finger abhacken, mit der Machete, in kleine Stücke, und verspeisen. Aber ich hatte Angst zu verbluten.

Wie haben Sie überlebt?

Ich habe Finger- und Fussnägel gegessen.

Wie schmecken Fussnägel?

Nicht so schlecht wie Barthaare. Ich schnitt sie mir ab, besprenkelte sie mit Salzwasser und schluckte sie als Knäuel hinunter. Oder zerstampfte Fischknochen zu Mehl und mischte es mit Wasser. Mein Haferbrei.

Davon können Sie doch nicht überleben.

Die meiste Zeit gab es Fisch. Ich fing sie mit blossen Händen. Ich beugte mich über den Rand und liess die Arme im Wasser baumeln. Irgendwann kommen sie. Am besten Drückerfische, wenn sie satt sind. Dann packte ich zu, bohrte Fingernägel in die Schuppen.

Und sonst?

Kleinere Haie sind eher leichte Beute. Man packt sie am Rücken und wirft sie ins Boot. Auch bildeten sich Muschelbänke unter dem Rumpf. Und einmal trieb da ein toter Wal. Das war ein Festmahl. Er zog andere Tiere an, viele Vögel.

Wie fängt man Vögel?

Ich entwickelte eine spezielle Technik. Sie landeten gern auf meiner Kühlkiste, weil sie auf dem endlosen Pazifik eine Flugpause brauchen. Man bleibt dann bewe-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

gungslos sitzen. Und irgendwann packt man sie von unten an den Füßen. Aber sie wehren sich, beissen und hacken.

(Er zeigt Arme und Hände voller Narben.)

Mit dem toten Wal kamen viele Seeschwalben. Ich legte mir eine Zucht an. Ich fing sie und brach ihnen die Flügel. Liess sie Fussball spielen. Zehn gegen zehn.

Fussball?

Ich warf ihnen einen getrockneten Kugelfisch mit Stacheln hin. Den konnten sie nicht essen, aber sie stürzten sich hungrig drauf. Mexiko gegen Brasilien. Ich kommentierte live.

Wer gewann?

Mexiko natürlich.

Wie kamen Sie mit der Einsamkeit zurecht?

Sehr schwer. Ich redete mit mir selber. Betete mehrmals am Tag. Aus Haihaut machte ich Mokassins. Aus Knochen Trommelstöcke. Ich hielt mir einen Freund, Pancho, eine Meerente. Fütterte ihn. Redete mit ihm: Was für ein schöner Tag, Pancho.

Was wurde aus Pancho?

Ich tötete ihn in meiner Hungersnot. In der Nacht, um es nicht zu sehen. Drehte ihm den Hals um. Danach weinte ich.

Und Sie sahen nie ein Schiff?

Doch, einige. Vor allem grosse Containerschiffe. Auch Handelsschiffe. Ich suchte nach jedem kleinen Hinweis am Horizont. Band mein T-Shirt an eine Holzstange. Wollte es anzünden, um mit der Rauchwolke auf mich aufmerksam zu machen. Einmal kam eines direkt auf mich zu.

Die Rettung?

Das dachte ich. Ich winkte, ich schrie. Es kam näher, 300 Meter, 200 Meter. Und dann fuhr es direkt an mir vorbei. Kein Mann an Deck. Diese Monster fahren auf Autopilot.

Da wird man doch verrückt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich wurde langsam verrückt. Ich hatte da schon zehn Mondphasen hinter mir, 300 Tage. Halluzinierte. Sah die leckersten Tacos. Stellte mir Sex mit Frauen in der Hängematte vor. Plante das Wiedersehen mit meiner Tochter und meinen Eltern.

Kommen einem da nicht Gedanken an Selbstmord? In einem Buch über Sie heisst es, Sie hatten Suizidgedanken.

Ich habe daran gedacht. Hatte Depressionen. War einsam. Aber sterben wollte ich nicht. Meine Mutter hat mir immer gesagt: Selbstmörder kommen nicht in den Himmel.

Sie sind sehr gläubig?

Ich war es nie. Bin nie zur Kirche gegangen. Aber durch Córdoba fand ich zum Glauben. Wir beteten immer zusammen. Ich fragte: Gott, was willst du noch? Was muss ich noch überleben? Und ich gab ein Versprechen: Wenn ich überlebe, werde ich ein anderer Mensch.

Sie waren jetzt mitten auf dem Pazifik. Bis zur nächsten grossen Landmasse, Australien, waren es mehr als 4000 Kilometer.

Und dann sah ich auf einmal Treibholz. Äste. Es musste Land in der Nähe ein. Ich erblickte eine Insel. So dachte ich. Wahrscheinlich wieder Halluzinationen. Aber sie blieb. Eine Insel mit Palmen. Ohne Menschen. Ohne Häuser. Ich sprang über Bord und paddelte wie wild. Hatte keine Muskeln, um zu schwimmen. Wurde aber an Land gespült.

Es handelte sich um Tile Islet, Teil des Ebon-Atolls, eine von mehr als tausend winzigen Inseln der Marshall Islands. Was machten Sie zuerst?

Ich krallte mich in den Sand. Erde. Sand. Blumen. Ich ass Blumen. Ich wollte gehen, aber die Kraft reichte nur für ein paar Schritte. Ich war Haut und Knochen. Ich verlor das Bewusstsein.

Erde und Blumen am Strand?

Sie glauben mir nicht?

Ich glaube Ihnen, aber solche Details kann keiner überprüfen. Ist etwas Seemannsgarn dabei?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Überhaupt nicht. Mein Boot wurde gefunden.

Meereskundler und Survival-Experten halten Ihre Odyssee ja für plausibel. Auch den emotionalen Zusammenbruch.

Ich schleppte mich langsam über die Insel. Sie war so gross wie einige Fussballfelder. Ich dachte, jetzt musst du an Land überleben und auf ein Schiff warten. Da sah ich etwas Rotes.

Ein Haus?

Ein Hemd. Dann ein Haus. Auf der anderen Seite eines Kanals. Ich dachte: Wilde? Kannibalen? Da sah ich eine Frau. Ich winkte. Sie winkte, das war Emi. Dann auch ihr Mann Russell. Ureinwohner. Sie fütterten mich durch.

Was war Ihre erste Mahlzeit?

Pfannkuchen. Ich stürzte sie mit beiden Händen in mich rein. Dann Reis und Kokosnuss. Hühner. Alles. Emi und Russell riefen Hilfe herbei. Es kamen ein Polizist und eine Krankenschwester. Sie setzten mich in ein Boot und brachten mich in ein Krankenhaus.

Wie lautete die Diagnose?

Ich litt unter Blutarmut. Die Leber war voller Parasiten wegen der roh verspeisten Vögel. Ich verbrachte elf Tage im Krankenhaus. Aber ich war bei Verstand. Ich war am Leben. Das Schlimmste kam danach: Medien. Diplomaten. Produzenten. Ein wahrer Sturm.

Der letzte Tag. Eine Sozialwohnung westlich von Los Angeles. Alvarenga wohnt hier bei seiner Tante. Ein Anwalt hat ihm ein US-Visum besorgt. Sie wollen die Filmrechte verkaufen. In der Ferne die Berge, die weissen Buchstaben: HOLLYWOOD.

Sie wollen einen Film über Ihr Leben machen lassen?

Ein Film wäre wunderbar. Darüber, dass es sich lohnt zu kämpfen. Was glauben Sie: Wie viel kann ich bekommen?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Keine Ahnung. Aber die Leute in Hollywood sind gerissen. Suchen Sie sich einen guten Berater.

Ich kann nicht lesen. Ich bin ja nur zwei Jahre zur Schule gegangen.

Im «Guardian» hiess es, ein Anwalt habe Sie bereits auf eine Million Dollar verklagt, weil Sie sich nicht an eine Abmachung hielten.

Ich hatte ja keine Ahnung. Es gab so viele Versprechungen.

Sie müssen aufpassen, dass man Sie nicht ausnimmt. Glauben Sie, dass Sie gewappnet sind für Hollywood?

Ich weiss nicht.

Sie wirken hier etwas verloren.

Ich habe Heimweh. Mir fällt es schwer genug, über mein Schicksal zu sprechen. Mir ist das alles zu viel.

Wie war Ihre Rückkehr nach El Salvador, in Ihren Heimatort Garita Palmera?

Nicht leicht. Es war das erste Mal nach 15 Jahren. Meine Tochter wusste nicht mal, dass ich verschollen war. Sie fragte: Warum hast du mich nie besucht? Ich sagte ehrlich: Ich habe viel gefeiert und Drogen genommen. Sie hat mir schliesslich verziehen.

Wie sehen die Menschen Sie heute?

Ich bin eine Berühmtheit. Meine Geschichte ging um die Welt. Alle Kirchen wollen mich als Prediger. Ich soll den Menschen erzählen, wie Gott mich gerettet hat. Aber es gibt viel Neid. Die Leute denken, ich sei jetzt reich. Ich war kurz wieder mit der Mutter meiner Tochter zusammen, aber sie war immer eifersüchtig, weil alle Frauen mich wollten. Jetzt habe ich eine junge Freundin, erst 21. Sie erwartet ein Kind von mir.

Wie geht es Ihnen gesundheitlich?

Körperlich okay. Ich habe lediglich einen Leberschaden. Aber ich wache nachts oft auf. Im Traum bin wieder auf dem Meer. Ich kann nicht allein sein. Lasse das Licht nachts an. Ich gehe zu einem Psychologen. Das hilft etwas.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Haben Sie Ihr Versprechen wahr gemacht und Córdoba's Mutter besucht?

Ja, ich fuhr nach Mexiko. Sprach zwei Stunden mit ihr. Sie glaubt mir, dass ich ihren Sohn nicht getötet habe. Aber die Brüder glauben mir nicht. Sie wollen Geld.

Sie wirken so, als würde Sie das alles sehr belasten.

Eigentlich will ich nur mein einfaches Leben zurück. Ein Häuschen. Eine Familie. Ein kleines Geschäft, Werkzeugverkauf oder so. Nur zur See fahren werde ich nie mehr.

## Interview mit einer Bestie

*Mike, Deckname Zeus, ist 28, verheiratet und Vater eines achtjährigen Sohnes. Er hat in El Salvador 26 Menschen getötet und Aufträge für weitere 130 Morde vergeben. Ein Gespräch über Schuld und Sühne und Gerechtigkeit.*

Von Jan Christoph Wiechmann, Das Magazin, 25.06.2016

Das Magazin — Das wird ein schwieriges Gespräch.

Zeus — Ich weiss.

Nicht nur für Sie.

Das kann ich mir denken.

Sie sind – anders lässt es sich nicht sagen – ein Massenmörder. Wie viele Morde haben Sie begangen?

26.

Und sind dennoch auf freiem Fuss. Sie sitzen hier unter einem Mangobaum bei einer Cola und würzigen Teigtaschen.

Weil ich ausgepackt habe und mit der Justiz kollaboriere.

Wie viele Jahre hätten Sie sonst bekommen?

Der Staatsanwalt sagte: 280 Jahre. Ich wurde wegen sieben Morden verurteilt, habe aber alle 26 gestanden.

Wie viele Jahre der Strafe hätten Sie in Ihren Augen verdient?

Wahrscheinlich alle 280.

Sie haben einen Deal gemacht.

Ich habe die Mitglieder meiner Organisation verraten.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wie viele?

Mehr als 200.

Und diese 200 wurden verurteilt?

Jeder Einzelne. Sie sitzen im Gefängnis. Die geringste Strafe betrug 40 Jahre, die höchste 180 Jahre.

Es muss viele Menschen geben, die Sie jetzt aus Rache töten wollen.

Das stimmt. Hunderte. Darunter auch gute Freunde.

Sie haben auch Ihre Freunde verpiffen?

Alle. Ich musste alles auf den Tisch legen. Hätte ich nur einen Freund verschont, hätte der mich längst umgebracht. Denn ich verstieß ja gegen jede Regel unserer Organisation.

Dazu kommen die Angehörigen Ihrer Opfer, die ebenfalls Rachegefühle haben.

Das sind ebenfalls Hunderte. Auch die wollen mich töten.

Und Sie sitzen hier so ruhig in der Abendsonne unter diesem Mangobaum.

Ruhig bin ich nicht. Ich zittere. Das sehen Sie. Aber ich versuche jetzt Morde aufzuklären. Versuche, den Angehörigen dabei zu helfen, die Leichen zu finden – und vielleicht sogar etwas Ruhe.

Das ist eine Hauptfrage dieses Gesprächs. Ist das gerecht? Können Sie der Gesellschaft helfen?

Ich finde schon.

Ich tu mich schwer mit dem Gedanken. Vor fünf Jahren noch haben Sie Menschen auf bestialische Weise getötet. Nun geben Sie sich als geläuterter Mann.

Die Justiz hat so entschieden. Ich habe zur Aufklärung etlicher Verbrechen beigetragen. Ich habe dazu beigetragen, dass Mörder nicht mehr morden können.

Beginnen wir von vorn. Wie wird man zum Mörder? Zu einem Menschen, der die bewusste Entscheidung trifft: Ich lösche das Leben dieses Menschen vor mir aus?



Ich glaube, das ist überall in der Welt ähnlich. Keiner kommt als Mörder zur Welt.

Wie war es bei Ihnen?

Ich bin in einer armen Siedlung in San Salvador gross geworden. Mein Vater war Wachmann, verdiente 200 Dollar im Monat. Meine Mutter war Hausangestellte. Beide kamen spät von der Arbeit nach Hause, da blieb viel Zeit für das Leben auf den Strassen – und die sind in El Salvador in den Händen der Gangs. In meinem Viertel war das die Gang Barrio 18.

Aber man muss ja deswegen nicht Mitglied werden.

Ich wollte Geld für die Familie dazuverdienen. Bei uns reichte es nie.

Wie viel Geld bekamen Sie von den Gangs?

Sie lockten mich mit einem Dollar pro Tag für den Job als Späher. Ich stand den ganzen Nachmittag an der Strassenecke und meldete, wenn Polizisten ins Viertel kamen. Später transportierte ich Drogen. Dann Waffen.

Wie alt waren Sie?

Zwölf.

Dachten Sie nie: Das ist verboten?

So schlimm erscheint es einem nicht, ein kleines Säckchen an die nächste Ecke zu bringen. Ich glaube, ich wollte einfach meiner Familie etwas zurückzahlen. Wir hatten keinen Kühlschrank, keinen Fernseher, immer nur Schulden.

Ihre Eltern ahnten nichts?

Doch, die Nachbarn haben es ihnen erzählt. Meine Mutter verprügelte mich. Mein Vater erklärte mir mit viel Geduld, warum ich aufhören sollte. Er ist der beste Vater der Welt.

Aber Sie gehorchten nicht.

Nein, ich war ein Rebell. Und die Versuchung war gross. Ich verdiente schnell mehr als meine Eltern zusammen.

Es ist die alte Geschichte vom schnellen Geld.

Sie glauben mir nicht?

Doch. Aber es muss doch auch eine Stimme einsetzen: Moment mal, was ich hier mache, ist falsch.

Ich glaube, der Prozess läuft überall ähnlich ab. Das ist hier nicht anders als in Syrien oder in Mexiko. Man will dazugehören. Man sucht Wärme. Eine Gang, eine Religion oder eine Gruppe wie der IS kann sie dir geben. Aber sie verlangt im Gegenzug, dass du ihre Ziele verfolgst. Und irgendwann bist du dann zu allem bereit.

Sie wurden offizielles Mitglied der Gang Barrio 18?

Nicht sofort. Dafür muss man einen Mord begehen. Ich war schon als Kind gross und stark und wurde für Schutzgelderpressung eingesetzt. Was für ein Machtgefühl, wenn man einem Erwachsenen ins Gesicht sagt: Zahl mir 200 Dollar, oder ich brenne deinen Lkw nieder und blas dir dein Gehirn aus dem Schädel.

Mit wem machten Sie solche Schutzgelderpressungen?

Nicht mit den kleinen Läden, nicht mit dem Bäcker. Wir brauchten ja den Rückhalt unseres eigenen Viertels, damit Nachbarn uns die Türen öffnen und wir fliehen können im Falle einer Razzia. Schutzgeld forderten wir von den Lieferanten von ausserhalb. Von den grossen Busunternehmen. Es war eine Art Unternehmenssteuer oder Reichensteuer.

Wann wurden Sie offizielles Gangmitglied?

Mit vierzehn. Ich wurde damals sowohl von der Polizei als auch von rivalisierenden Gangs bereits für ein Mitglied gehalten. Da dachte ich: Warum dann nicht offiziell beitreten und die Vorteile mitnehmen?

Welche Vorteile?

Geld. Frauen. Macht.

Sie mussten dafür töten. Das war Ihnen klar?

Das war mir klar.

Das ist ein grosser Schritt. Das Leben eines Menschen einfach so auslöschen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich hatte eine gewisse Neugier. Aber wichtiger war: Ich mochte das Leben unseres Anführers, El Diablo. Da wollte ich hin. Und wie kommt man dahin? Indem man tötet.

Wie kam es zu Ihrem ersten Mord?

Ich suchte mir einen Klassenkameraden aus. El Pelón. Vierzehn Jahre, wie ich. Ich hielt ihn für einen Anhänger der rivalisierenden Streetgang MS 13. Konnte ihn nie leiden. Er bekam immer die schönsten Mädchen. El Diablo gab sein Einverständnis. Abends gegen neun lauere ich ihm auf. Warte, bis sich El Pelón von seiner Freundin verabschiedet. Dann nähere ich mich von hinten. Er dreht sich um. Blickt mich an, voller Todesangst. Er weiss, dass er sterben wird. Ich drücke ab. Fünfmal.

Bleiben wir kurz bei diesem Moment, bei dieser Sekunde.

In Ordnung.

In dieser Sekunde, bevor man abdrückt.

Was ist damit?

Sie haben den Finger am Abdruck. Sie wissen, dieser Junge wird gleich tot sein, wenn ich abdrücke. Da muss doch ein natürlicher Impuls einsetzen.

Mein Adrenalin war auf 1000. Mein Herz pochte, sodass ich befürchtete, mein Brustkorb zerplatzt gleich.

Ich meine nicht die Aufregung. Ich meine den natürlichen Instinkt: Ich töte nicht.

Nicht in meiner Umgebung. Hier gehört das Töten dazu. Es ist so selbstverständlich wie bei euch der Schulweg.

Keiner hat Sie bei der Tat gesehen?

Doch, drei Leute. Aber aus Angst sagt keiner im Viertel etwas. Sie wissen: Wer mich verrät, wird getötet. Du liest täglich in der Zeitung: 60-jährige Frau hingerichtet. Es gibt nur einen Grund dafür: Sie hat etwas bei der Polizei gemeldet.

Zurück zu Ihnen. Was taten Sie als Nächstes?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich ging nach Hause. Meine Eltern standen im Eingang. Sie ahnten es. Es war ganz ruhig im Viertel gewesen, plötzlich Schüsse einer 45er. Und fünf Minuten später tauche ich auf, völlig aufgelöst.

Was taten Ihre Eltern?

Nichts. Keiner sagte etwas. Sie blickten mich nur erschrocken an.

Ihre Eltern haben nie etwas gesagt?

Mein Vater hat es ein paarmal probiert. Ich habe immer nur geantwortet: Wenn es dir nicht passt, geh ich und lebe mit der Gang.

Wir sind jetzt an einem weiteren wichtigen Punkt: Was können Eltern machen? Was müssen sie machen?

Am Kind dranbleiben. Im Gespräch bleiben. Mein Vater hat mich nie aufgegeben.

Das ist ein schwaches Argument. Sie haben ja weiter getötet. Das Zögern Ihres Vaters hat nichts verhindert.

Mein Vater sagte mir später einmal, ich sei wie eine Bestie gewesen. Er hatte Angst vor mir. Er hatte Angst, dass ich ihn oder Mutter töte.

Er hätte Sie an die Polizei ausliefern können.

Wer macht das schon mit dem eigenen Sohn? Dann hätte die Gang auch ihn und als Strafe die Familie ausgelöscht.

Hatten Sie keine Schuldgefühle nach Ihrem ersten Mord?

Erst später im Bett. Da hatte ich plötzlich irre Panik. Was soll ich machen?, fragte ich einen Kameraden. Töte noch mal, sagte der, dann wirts leichter. Ich töte also noch mal. 25-mal. Es wird tatsächlich leichter.

Wie hat die Gang reagiert?

Nach dem ersten Mord folgt das Aufnahme ritual. Um zehn Uhr vormittags brachten sie mich zum Fussballplatz. Der Chef zählt langsam bis 18. In der Zeit prügeln und treten die anderen auf dich ein. Es soll einen abhärten für die Folter der Polizei. Dann feiern wir mit Alkohol und Marihuana.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sie töten einen unschuldigen Jugendlichen und feiern.

Ich fühle mich heute schlecht. Ich habe ja einen eigenen Sohn. Ich sehe heute jeden Menschen als Kind Gottes.

Lassen Sie uns überlegen, wie man es verhindern könnte. Wie wäre es, wenn es Schusswaffenverbote gäbe?

Das ist naiv.

Das würde den Zugang zumindest erschweren.

Wir besorgen uns die illegal.

Würden Sie mit einem Dolch genauso einfach zustechen, wie Sie abdrücken?

Das ist schon schwieriger. Man muss viel mehr Widerstände überwinden.

Das ist ja ein Hauptargument bei der Debatte um schärfere Waffengesetze etwa in den USA.

Andererseits haben wir Macheten eingesetzt.

Macheten?

Ich erinnere mich besonders an einen Fall. Einer unserer Homeboys, so heißen Gangmitglieder, wohnte zwischen zwei verfeindeten Vierteln. Als er einmal high war, rutschte ihm raus, dass er früher mal zur MS 13 wollte, aber die hatten ihn nicht aufgenommen. Das hätte er nicht sagen dürfen. Die MS 13 sind unsere ewigen Rivalen.

Was passierte?

Wir lockten ihn auf den Cerro, unseren Berg, eine Art Hinrichtungsstätte. Wir waren 25. Dort zerhackten wir ihn mit Macheten.

Bei lebendigem Leib?

Ja. Arme, Beine, Finger – alles ab. Bis er ohnmächtig wurde und verblutete und ...

Ersparen Sie mir die Details.

Sie sagten, Sie wollten die ganze Geschichte hören.

Warum diese bestialische Grausamkeit?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich glaube, es ist eine Botschaft: Wir sind grausamer als die anderen. Wenn ihr einen von uns zerstückelt, zerstückeln wir einen von euch – und stecken ihm noch den abgehackten Penis in den Mund. Es ist eine Art Wettbewerb der Grausamkeit. Irgendwann haben wir unsere Opfer bei lebendigem Leib zerhackt und enthauptet.

Was sind Sie für ein Mensch, um sich solch niederen Instinkten hinzugeben?

Es passiert in der Gruppe, wir waren 25. Alle stacheln sich gegenseitig an. Und jeder hat Angst. Wenn ich nicht mitmache, gelte ich als schwach. Vielleicht bin ich dann der Nächste.

Keiner übergibt sich?

Nein.

Kein Mitleid?

Alle sind kalt.

Wie wurden Sie zum Chef der Bande?

Das war 2006. Es gab Razzien. Alle wurden festgenommen, bis auf fünf. Da kam der Befehl aus dem Knast, von El Diablo, dem Anführer. Ich sollte das Kommando übernehmen.

Warum Sie?

Ich galt als der Kaltblütigste. Als Palabrero, als Chef, hätte ich in der Folge nicht mehr selbst morden müssen, sondern delegieren können. Aber ich habe selber weiter getötet. Wer am meisten tötet, bekommt den meisten Respekt.

Haben Sie auch Frauen ermordet?

Wenn der Befehl kam, mussten wir es tun.

Was für ein Befehl?

Manchmal kam der Befehl von einem Anführer im Knast. Einmal beschwerte er sich, weil seine Freundin ihn nicht mehr besuchte. Also erfand er etwas von Untreue. Warum töten?, fragten wir. Er: Du machst es, weil ich es dir sage. Ein nettes Mädchen. Sie hatte es nicht verdient.

Sie selbst haben den Befehl ausgeführt?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich und fünf andere. Wir haben sie an einem Baum aufgeknüpft. Wir machten kurzen Prozess, wollten es schnell hinter uns bringen. Sie tat uns leid.

Wissen Sie, was mich erschreckt? Diese gefühllose, nüchterne Art, mit der Sie das erzählen.

Sie wollten doch die Fakten. Ich lege alles offen. Ich habe es nicht gern getan, aber es wurde zum Alltag. Du stumpfst ab.

Morden ist ja vor allem Männersache. Mehr als 85 Prozent aller Morde werden von Männern begangen. Haben Sie je eine Frau dabei gesehen?

Wir hatten eine Mörderin, Heidi, aber sie war die Ausnahme. Sie hat einen Jungen sogar mit einer Machete verstümmelt. In unserer Gang gab es insgesamt fünf Frauen – Homegirls. Sie hatten dieselbe Autorität wie Männer. Wir waren, wenn man so will, emanzipiert.

Aber Sie folgen letztlich dem männlichen Modell von Autorität und Unterwerfung.

Ja.

Ich habe bei der Polizei viele Leichenfotos gesehen. Darunter sind Mädchen, mit Babys. Ich versuche zu begreifen: Wie weit muss ein Mensch kommen, um ein Kind hinzurichten? Vielleicht kann man nicht alles ergründen.

Vielleicht kann man nicht alles ergründen.

Das reicht mir nicht. Sie haben es getan.

Ich schäme mich. Keines meiner Opfer hat es verdient. Jeden Tag bitte ich um Vergebung. Es tut immer noch weh.

Ihre Gefühle sind mir angesichts Ihrer Taten ziemlich egal. Ich spreche mit Ihnen, um zu verstehen, ob man Morde verhindern kann. Ich denke an die Eltern, denen Sie Kinder geraubt haben.

Ich muss los.

Wir sind noch nicht fertig.

Was gibt es noch?

Warum werden Kinder ermordet?

Kinder habe ich nie getötet. Aber es folgt einer einfachen Logik. Wenn zum Beispiel ein Verräter geflohen ist, kann man ihn selber nicht kriegen, aber seine Familie sehr wohl, die Frau, die Kinder.

Und Sie haben es wirklich nicht getan?

Nein. Einmal gab es einen Befehl. Wieder von den Anführern aus dem Knast. Wir sollten die Familie von Manolo töten, einem Verräter. Seine Mutter, seine schwangere Frau und seine beiden Kinder.

Was haben Sie gemacht?

Ich ging zum Haus seiner Familie. Allein. Ich sagte: «Señora, gehen Sie.» – «Warum?», fragte sie. «Gehen Sie», sagte ich, «sonst sind Sie tot.» Am Abend riefen mich die Anführer an, ich sagte: «Die Familie ist geflohen, wir bleiben dran.»

Und Manolo?

Ich habe ihn später im Reintegrationsprogramm wieder getroffen. Er hat mir gedankt.

Wie flogen Sie auf?

Ich wurde unvorsichtig. Ich behielt einiges von der Beute für mich. Ich musste ja alle bezahlen, wie ein Arbeitgeber. Aber ich gab es zunehmend für Alkohol und Frauen aus. Irgendwann schnappte mich die Polizei.

Wie kam es dann zum Deal mit der Justiz?

Ein Polizist sagte: «Du bekommst mehr als 200 Jahre. Warum arbeiten wir nicht zusammen?» Ich dachte: Ich werde nie wieder in Freiheit sein. Andererseits: Wenn mich die Gang erwischt, bin ich tot. Ich war verzweifelt. Ich wollte mich töten.

Was gab den Ausschlag für die Kooperation mit der Justiz?

Mein Vater sagte: «Ich bin bei dir. Ich lasse dich nicht fallen. Gehe den aufrechten Weg. Denk auch an die Opfer.» Er hat mich gerettet. Ich habe dann die Polizei an die Tatorte geführt, zu den Gräbern.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sie haben unendlich viel Leid über Menschen gebracht. Haben Sie je den Schmerz der Angehörigen gesehen?

Einmal ja. Die Mutter eines Opfers ging damals von Tür zu Tür und fragte nach ihrem Sohn. Sie trug das Foto ihres Sohnes in den Händen. Sie weinte.

Was haben Sie ihr gesagt?

Wenn ich jetzt an ihr Gesicht denke, tut es mir so leid.

Was haben Sie gesagt?

Ich weiss nicht, wo er ist. Dabei lag er zerhackt unter der Erde auf unserem Hügel. Später habe ich die Polizei dort hingeführt. Sie übergaben der Mutter eine Tüte voller Knochen.

Sie sagen das und essen dabei und schmatzen.

Was soll ich machen?

Haben Sie sich entschuldigt?

Nein, die würden mich töten.

Ziemlich feige von Ihnen, oder?

Mag sein. Aber ich will leben. Will meinem Sohn ein guter Vater sein.

Sie haben anderen Vätern die Söhne genommen.

(Er senkt den Blick.)

Werden Sie sich entschuldigen?

Ich weiss nicht, ob ich das hinkriege. Und ob die Familien mir verzeihen könnten, weiss ich auch nicht. Aber wenn ich ihnen in die Augen schauen und um Vergebung bitten dürfte, das würde mich befreien.

Sie reden nur von sich. Ich denke eher an die Angehörigen.

Aber wenn ich zu ihnen gehe und um Verzeihung bitte, könnten sie mich töten!

Die Eltern wissen, dass Sie ihre Söhne ermordet haben?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sie wissen das. Sie waren ja Zeugen vor Gericht, um meine Version zu bestätigen. Aber wir liefen uns nie direkt über den Weg. Ich war immer geschützt, der anonyme Kronzeuge.

Haben Sie sich selber verziehen?

Ich habe viel gebetet. Ich glaube nicht, dass Gott mich straft. Ich habe mich verändert. Ich danke ihm für eine zweite Chance. Ich versuche, es mit guten Taten zurückzuzahlen.

Zum Beispiel?

Ich kaufe mir selber nichts. Wenn etwas übrig bleibt von meinem mickrigen Gehalt, gebe ich es einem Bettler.

Was ist, wenn jemand von früher Sie erkennt?

Ich glaube, er hätte mehr Angst vor mir als ich vor ihm. Ich bin bekannt als brutaler Führer. Sie wissen ja nicht, auf wessen Seite ich gerade bin.

Sie blicken sich ständig um.

Das ist noch so drin.

Wie viele sind hinter Ihnen her und wollen Sie töten?

Vielleicht 200. Doch die grosse Mehrheit sitzt im Knast.

Aber die lassen Sie trotzdem suchen.

Ich lebe heute in einem anderen Viertel, das von den Rivalen kontrolliert wird. In dieses Viertel trauen sie sich nicht. Meine ganze Familie musste fliehen.

Leben Sie nicht in ständiger Angst?

Hier gerade nicht, aber auf dem Heimweg wieder. Da fahre ich mit dem Bus durch Gegenden, die von verschiedenen Gangs kontrolliert werden.

Sie haben eine Frau.

Die kennt meine Geschichte.

Sie lebt mit einem Massenmörder zusammen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Sie sieht mich als Mensch, als geläutert. Wir sind verheiratet. Eines Tages wollen wir in der Kirche heiraten.

Kennt Ihr Sohn Ihre Geschichte?

Nein, er ist ja erst acht.

Werden Sie ihm die Geschichte erzählen?

Eines Tages schon. Hoffe ich.

Wir haben jetzt zwei Tage lang gesprochen.

Es tut gut.

Es ist nicht als Therapie gedacht.

Die Menschen sollen wissen, wie es zu und her geht. Ich will zur Aufklärung beitragen.

Die schwierigste Frage zum Schluss: Wenn Gangmitglieder Sie ausfindig machen, werden die nicht nur Sie töten, sondern auch Ihre Familie, auch Ihren Vater, auch Ihren Sohn.

Ja. Und nicht nur töten.

Sondern?

Das können Sie sich ja denken.

## Dann mal raus mit der Sprache!

*2015 war das Jahr, in dem die Flüchtlinge kamen. 2016 ist das Jahr, in dem sie heimisch werden sollen. Wie kann das gelingen? Wo gibt es Probleme? Und was ist jetzt zu tun? Die ZEIT hat neun Menschen gefragt, die es wissen müssen*

Von Nadine Ahr, Mariam Lau und Henning Sußebach, DIE ZEIT, 28.04.2016

Neun Uhr morgens in Düsseldorf. Wir haben die Stadt willkürlich ausgewählt, nicht aber den Ort, an dem es zu dieser frühen Stunde noch nach Braten, Kraut und Bier vom Vortag riecht und Kellner stumm die Tische wischen: das Stammhaus einer Altbierbrauerei mit Namen Schumacher, hölzern, dunkel, deutsch. Ein guter Platz, um über Integration zu reden. Im vergangenen Jahr kamen Hunderttausende Flüchtlinge ins Land, jetzt müssen sie heimisch werden. Nur wie? Pünktlich treffen unsere Gäste ein, im Wirtshaus versammelt sich eine bunte Runde.

DIE ZEIT: Herr Alhwejh, haben Sie gut hierhergefunden?

Ahmed Alhwejh: Na ja. Mein Plan war, dass ich mit Frau Hübner komme ...

ZEIT: ... der Patin, die sich um Sie kümmert ...

Alhwejh: ... aber sie hat einen Termin und kommt dann nach. Also habe ich in Google Maps gesucht und bin Hausnummern abgelaufen.

ZEIT: Sind Sie, ein Syrer, zum ersten Mal in einer deutschen Kneipe?

Alhwejh: Nein, nein! Erste Zeit war ich im Irish Pub, da spricht man Englisch, das war leichter. Jetzt traue ich mich auch in ... wie sagt man: Altes-Bier-Lokal?

ZEIT: Herr Ujkanovic, Sie sind Imam. Hier wird in ein paar Stunden wieder Bier gezapft und Braten aufgetischt. Geht Ihnen das gegen den Strich?

Asmer Ujkanovic: Im Islam ist Alkohol tabu, ob man ihn trinkt oder Geschäfte damit macht. Darüber hinaus halte ich persönlich Alkohol für etwas, das schadhaft für

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

die Gesellschaft ist. Aber so ist das in Deutschland – meine Hausverwaltung hält ihre Eigentümerversammlungen ja auch in Gaststätten wie dieser ab. Und jetzt, um neun Uhr, kann ich ja halbwegs sicher sein: Es wird noch keiner trinken.

Elena Kaznina: Meine Kollegen haben schon gefeiert: Mal sehen, ob du am Nachmittag noch zur Arbeit kommst, Elena!

Gelächter in der Gruppe. Am Tisch sitzen zu diesem Zeitpunkt drei Frauen und vier Männer, eine kleine Weltversammlung von Menschen, die alle in derselben Region leben, sich bis zu diesem Moment aber noch nie begegnet sind: Da ist Elena Kaznina, in Russland aufgewachsen und heute Leiterin der Sprach- und Integrationskurse an der Volkshochschule Düsseldorf. Da ist Diane Dulischewski, Kriminalhauptkommissarin in Ratingen. Da ist Asmer Ujkanovic, Bus- und Bahnfahrer von Beruf, dazu Imam der bosnischen Gemeinde. Da ist Ayhan Üstün, geboren in der Türkei und seit 34 Jahren Metallarbeiter in Düsseldorf. Da ist Ahmed Alhwejh, vor zwei Jahren aus Homs in Syrien geflohen (sein Deutsch ist noch etwas holprig, wir haben es ein wenig geschliffen). Und da ist Shari Nami aus dem Iran, die an diesem Morgen auf Dari dolmetscht – für Reza Moradi aus Afghanistan, Vater eines minderjährigen Flüchtlings. Stumm sitzt er am Tisch, wird aber noch wichtig werden in der Runde.

ZEIT: Wir möchten heute erkunden, wie Integration gelingen kann – und deshalb gleich mal fragen, was schief läuft: Wo sehen Sie die größte Kluft zwischen Zuwanderern und Einheimischen?

Kaznina: Eindeutig beim Thema Gleichberechtigung, beim Verhältnis zwischen Männern und Frauen.

Diane Dulischewski: Oh ja. Als Polizeibeamtin erlebe ich fast täglich, dass es vor allem jungen Muslimen schwerfällt, mich als Respektsperson zu akzeptieren. Die duzen mich. Die weigern sich gern mal, ihre Dokumente zu zeigen. Auf fast jede Ansprache folgt erst mal ein: »Warum?«

Kaznina: Und wenn Flüchtlingsfrauen zu mir in die Sprachschule kommen und mich – eine Migrantin in leitender Position – vor sich stehen sehen, ist die Verblüffung groß. Eine Frau als Chefin? Das ist möglich? Aber ja! Ich verkaufe das in

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

meinen Kursen ganz offen, doch es kommt mir so vor, als würden viele Frauen es zum ersten Mal in ihrem Leben hören: In Deutschland ist so viel denkbar! Ihr könnt alles ausprobieren! Sprachen lernen, ins Theater gehen, ins Café, einen Tanzkurs machen ... Leider stellt sich jetzt heraus: Immer mehr Männer haben etwas dagegen. Da spielen sich Tragödien ab.

ZEIT: Zum Beispiel?

Kaznina: Neulich war eine Frau aus dem arabischen Raum bei uns, um die 30, die hatte im Integrationskurs europäische Freundinnen gefunden. Einmal pro Woche ging die Gruppe nach dem Unterricht Kaffee trinken. Ihr Mann wollte das nicht. Der hatte Angst, dass ihr irgendwelche Ukrainerinnen Flöhe ins Ohr setzen. Eines Morgens kam die Frau nicht mehr. Die anderen Frauen erzählten, der Mann habe sie derart verprügelt, dass sie nicht mehr stehen konnte. Zum Arzt ließ er sie auch nicht. Aber zu mir ist er gekommen und hat gesagt: »Meine Frau nimmt nicht mehr am Kurs teil, weil es ihr in der Gruppe nicht gefällt.«

ZEIT: Sind das Einzelfälle, oder erleben Sie das häufiger?

Kaznina: Natürlich gibt es auch positive Beispiele. Viele Frauen sind so engagiert, dass sie, selbst wenn sie schwanger pausieren müssen, direkt nach dem Mutterschutz wieder bei uns einsteigen. Und ihre Männer lassen sie auch. Aber ich muss sagen: Beziehungen, in denen der Mann die Frau unterdrückt, sind bedauerlicherweise keine Einzelfälle. Das erlebe ich oft. Die kulturelle Kluft ist größer, als wir alle das gerne hätten.

Dulischewski: Neulich sind einige meiner Kollegen in ein Flüchtlingsheim gerufen worden. Nicht vom Leiter, sondern von einem Bewohner, der sagte, die Polizei solle seinen Mitbewohnern aus den Zimmern eins bis fünf sofort verbieten, die Küche zu benutzen. Warum? Hatten die etwas kaputt gemacht? Nein, sagte er, seine Frau koche da – und dürfe nicht von fremden Männern angesehen werden. Als meine Kollegen sagten, das sei in Deutschland aber kein Straftatbestand, ist es fast zu einer Schlägerei gekommen.

ZEIT: Natürlich ruft man Sie dann, wenn etwas schiefgeht. Sie sehen also nur die dunkle Seite der Integration.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Dulischewski: Leider. Das macht den Beruf des Polizisten auch so anspruchsvoll: Wir werden täglich mit Negativbeispielen konfrontiert, müssen aber jeden Morgen von Neuem neutral und kompetent auftreten – also vorurteilsfrei.

ZEIT: Herr Alhwejh, Sie haben selbst in einem Flüchtlingsheim gewohnt. Was denken Sie, wenn Sie diese Schilderungen hören?

Alhwejh: Ich verstehe das auch nicht. In Idomeni am Zaun rufen alle, sie wollen nach Deutschland – dann müssen sie auch die Regeln von hier akzeptieren. Und praktizieren. Eine Frau muss Freiheit haben, Deutsch zu lernen und zum Kaffeeklatsch zu gehen. Ein Mann, der das verbietet, muss bestraft werden. Dazu möchte ich noch sagen, dass ich selbst nicht gläubig bin, nicht religiös.

ZEIT: Ist der Glaube das Problem? Was sagen Sie als Imam, Herr Ujkanovic?

Ujkanovic: Nicht der Glaube der Flüchtlinge, die jetzt zu uns kommen, ist das Problem. Sondern der Umgang all derer mit dem Islam, deren Integration längst gescheitert ist. Viele Muslime in Deutschland rechtfertigen ihr Tun mit dem Islam, haben aber keine Ahnung von ihrer Religion. Denn leider ist die Mehrheit der Muslime noch nicht einmal im Islam integriert.

ZEIT: Wie meinen Sie das?

Ujkanovic: Bis vor Kurzem habe ich jeden Freitag in der Düsseldorfer Justizvollzugsanstalt mit muslimischen Häftlingen gebetet. Erste Beobachtung: Es kommen fast nur junge Leute zum Gebet, die alten bleiben in ihren Zellen. Zweite Beobachtung: Sie berufen sich andauernd auf Allah, wissen aber selbst einfachste Sachen nicht. Dritte Beobachtung: Sie haben nicht nur kein Wissen, sondern sind auch nicht erzogen. Die Eltern haben nichts in die Erziehung ihrer Kinder investiert. Nichts! Das ist die Lage im Land, in das jetzt einige Hunderttausend Muslime kommen.

In diesem Augenblick steht eine Frau in der Tür: Ute Hübner, seit einigen Monaten betreut sie Ahmed Alhwejh ehrenamtlich als Patin. Sie hat ihm eine Wohnung gesucht und einen Job besorgt, jetzt lässt sie sich auf den Stand des Gesprächs bringen – und legt beim Reizwort Religion gleich los.

Ute Hübner: Ich bin ja schon etwas älter und erlebe ein Déjà-vu, kein schönes. Ich bin in der DDR geboren, nicht getauft und mit zwölf in den Westen gekommen.

Damals hieß es: Hier sind alle katholisch – du wirst außerhalb der Friedhofsmauern verschart. Danach spielte die Religion in Deutschland keine Rolle mehr. Jetzt kommt sie eklatant zurück, in Form von Debatten um Kruzifixe und Kopftücher.

Alhwejh: In Syrien habe ich mein ganzes Leben keine Frau mit Burka gesehen. Die erste hier in Deutschland.

Die Dolmetscherin Shari Nami, die bislang flüsternd für Reza Moradi übersetzt hat, ohne dass von diesem ein Echo kam, meldet sich zu Wort.

Shari Nami: Wenn ich da auch etwas sagen darf: Meine Eltern waren vor 30 Jahren als Touristen hier und haben mir im Iran von Deutschland erzählt, als ganz modernem Land. Als ich dann vor vier Jahren aus dem Iran nach Deutschland kam und Frauen in Burka sah, habe ich meine Mutter gefragt: »Mama, was ist hier los? Du hast mir was ganz anderes erzählt. Wo sind wir? Auf dem Dorf?«

Ayhan Üstün: Ich habe neulich meine Frau gefragt, ob sie dieselbe Beobachtung macht wie ich. Auf der Straße sehen wir immer mehr junge Frauen, die einerseits Kopftuch tragen, aber zugleich total gestylt sind, mit Lippenstift und High Heels.

Dulischewski: Solche Frauen, meist noch Mädchen, vernehme ich in letzter Zeit oft in Beleidigungsverfahren. Ich erlebe deren Auftreten als bewusste Abgrenzungsgeste gegenüber gleichaltrigen Deutschen – man kann das stolz oder arrogant nennen. Diese Mädchen stellen zwar ihre Reize aus, signalisieren aber den Mädchen ohne Kopftuch, dass sie deren westlich-offene Art geringschätzen.

ZEIT: Und beleidigen deutsche Klassenkameradinnen dann mal als »Schlampen«?

Dulischewski: Unter anderem, ja.

Ujkanovic: Kopftuch, aber Hosen, so eng, dass sie fast platzen. Es ist alles durcheinander. Furchtbar.

ZEIT: Interessant, dass niemand am Tisch dieses Durcheinander als Freiheit oder Multikulti feiert. Fast alle hier wirken beunruhigt.

Dulischewski: Ich bin da hin- und hergerissen. Einerseits gibt einem jeder Glaube nun mal Halt und Hoffnung, vor allem anfangs, in einem fremden Land. Dazu



– das muss ich hier loswerden – komme ich aus einem sozialdemokratischen Haushalt, ich halte mich für weltoffen und neugierig. Es gibt jetzt Islam-Seminare bei der Polizei, ich möchte schnellstmöglich eins machen. Das auch, weil ich als Polizistin täglich erlebe: Gerade Jugendliche, vor allem solche, die hier aufgewachsen sind, benutzen ihren Glauben so, wie’s ihnen gerade passt. Wir haben an Wochenenden oft Einsätze wegen alkoholisierter muslimischer Jugendlicher. Wenn ich die frage: »Haben Sie was getrunken?«, dann kommt in arroganem Ton zurück: »Nee, ich bin Moslem! Ich trink nicht!« Viele sind immer dann Muslime, wenn’s ihnen einen Vorteil verschafft.

Kaznina: Religion als Joker, kenne ich. Freitags erscheinen viele Muslime bei uns nicht zum Unterricht. Begründung: »Da muss ich in die Moschee.« Das ist für mich der Punkt, an dem ich sage: »Nein, junge Frau, junger Mann! Sie sind von einer Behörde zum Integrationskurs verpflichtet, der Staat zahlt das für Sie, ich habe hier einen Vollzeitjob – und Sie auch.«

ZEIT: Sanktionieren Sie das dann?

Kaznina: Alle Kursteilnehmer, die vom Jobcenter geschickt werden, dürfen dreimal unentschuldig fehlen. Als Entschuldigung gilt eine Krankschreibung, kein Moscheebesuch. Beim vierten Mal kann der Teilnehmer vom Kurs ausgeschlossen und das Jobcenter darüber informiert werden. Dort wird dann entschieden, ob Leistungen gekürzt werden.

Dulischewski: Wenn der Glaube wie mit einem Ein-und-aus-Schalter bedient wird, irritiert das nun mal viele Deutsche.

ZEIT: Was tun Sie, wenn Sie zu einer Befragung einen muslimischen Haushalt betreten und gebeten werden, die Schuhe auszuziehen?

Dulischewski: Ich lasse sie an. Wenn ich in eine Wohnung gehe, um jemanden zu vernehmen oder zu verhaften, dann ziehe ich doch nicht die Schuhe aus – und der rennt weg und ich auf Socken hinterher?! Auf keinen Fall. Mit fünf Ausrufezeichen.

ZEIT: Herr Ujkanovic, würden Sie als Imam erwarten, dass Frau Dulischewski bei Ihnen zu Hause die Schuhe auszieht?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ujkanovic: Sie müssen wissen, wir Muslime beten im Wohnzimmer auf dem Boden, auf dem Teppich, das ist also eine Frage der Hygiene. Deshalb würde ich auch darum bitten, ja. Aber jetzt, wo ich davon höre, ließe sich auch ein Kompromiss finden: Wir könnten ebenso gut in der Küche sprechen. Da kann sie die Schuhe gerne anlassen. In einem Notfall ließe sich über alles reden.

ZEIT: Herr Ujkanovic, machen Sie es sich nicht zu einfach, wenn Sie sagen, der Islam ist toll, nur die unwissenden Muslime sind das Problem? In Berlin gibt es Moscheen, in denen Imame predigen, ein Mann habe das Recht, seine Frau zu schlagen ...

Ujkanovic: ... leider ...

ZEIT: ... und eine Frau, die auf der Straße lache, habe eine Ohrfeige verdient.

Ujkanovic: Aber das ist absoluter Unsinn! Allah, der allmächtige Gott, sagt im Koran: Behandelt sie gut.

ZEIT: Gut ist nicht gleich.

Ujkanovic: Was heißt gleich? Das geht biologisch nicht. Ich kann von einer Frau nicht erwarten, dass sie körperlich genauso schwer arbeitet wie ein Mann.

Diane Dulischewski, die Polizistin, seufzt.

ZEIT: Wie erklären Sie sich, dass Religion in unserem Alltag wieder eine so große Rolle spielt – ausgerechnet in dem historischen Augenblick, in dem sich Hunderttausende Muslime eigentlich integrieren sollen?

Ujkanovic: Das liegt daran, dass die Integrationsdebatte heute politisch und ideologisch viel belasteter ist als früher. Früher kamen Gastarbeiter, die Welt war stabil, hier Kapitalismus, dort Kommunismus. Heute ist alles aufgeladen, durch die Bürgerkriege auf dem Balkan, durch den Terror seit dem 11. September, durch die amerikanischen Kriege am Golf, durch den »Islamischen Staat«. Das schürt gegenseitiges Misstrauen. Ich habe das als Kind mazedonischer Eltern selbst gemerkt: Ich war total anerkannt hier – bis der Bürgerkrieg in Jugoslawien losbrach. Jede Nachricht, jede Meldung über eine Gräueltat von dort fiel auch auf mich zurück, auf den Muslim vom Balkan.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

ZEIT: Herr Üstün, Sie sind vor 37 Jahren aus der Türkei nach Deutschland gekommen. Ihr Vater war Bergmann in Bochum, Sie begannen mit 16 Ihre Lehre als Dreher bei Mannesmann in Düsseldorf, im Nachfolgewerk sind Sie heute der Betriebsratschef. War es einfacher damals?

Üstün: Zumindest unbelasteter. Manchmal hat jemand gesagt: »Hier, nimm was von meinem Butterbrot.« Und ich musste dann sagen: »Nee, vielen Dank, ist Salami drauf, kann ich nicht essen, leider.« Das war für die anderen Jugendlichen natürlich im ersten Moment seltsam. Aber damit hatte es sich dann auch. Ich war als Muslim nicht gefürchtet. Beleidigungen bezogen sich aufs Essen, ich war »Knoblauchfresser« und »Kümmeltürke«. Für einen 13-Jährigen ist das auch nicht schön, kann ich Ihnen sagen. Aber im Rückblick muss ich wohl froh sein, dass Religion keine größere Rolle spielte.

ZEIT: Sprachkurse gab es vermutlich auch nicht ...

Üstün: Erst Schule, dann Lehre. Anfangs habe ich nichts auf die Reihe bekommen, aber es gab immer liebe Kollegen, die mir geholfen haben, wenn ich nicht klarkam. Ich bin über die Arbeit integriert worden.

ZEIT: Im Vorgespräch haben Sie uns erzählt, dass Sie recht früh in die IG Metall und in die SPD eingetreten sind. Ist das Ihr Rat, den Sie an alle Neuankömmlinge haben: Geht arbeiten! Und engagiert euch?

Üstün: Ja. Es ist wichtig für die Selbstachtung, möglichst schnell vom Hilfsbedürftigen zum Helfenden zu werden. Und es geht ganz leicht. Es gibt ja immer einen, der schlechter Deutsch spricht als man selbst und für den man übersetzen kann. Im Übrigen habe ich mich bewusst bemüht, als Einwanderer zuzugehen auf die Menschen, die mich aufgenommen haben. Ich bin es, der versuchen muss, Gemeinsamkeiten zu entdecken. Die Bringschuld liegt bei mir.

ZEIT: Es heißt oft, es sei fast unmöglich, mit Deutschen ins Gespräch zu kommen.

Üstün: Quatsch. Sich draußen hinzusetzen, einen Kaffee zu trinken, Spaß zu haben – das haben doch die Italiener hier seit Langem etabliert.

ZEIT: Aber wie bringt man einen Deutschen zum Lachen?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Üstün: Indem man sich ein bisschen über sich selbst lustig macht. Wir heißen ja Üstün, so viele Umlaute. Wenn wir als Familie sagen: »Wir sind die Ü-Üs!«, dann haben wir die Sympathien gewonnen.

ZEIT: Im Schützenverein sind Sie aber noch nicht, oder?

Üstün: (lacht) Dafür im Kegelclub. Im Fußballverein. Und im Fitnessstudio mache ich mit meiner Frau gemeinsam Kurse, meist so Step-Sachen. Da bin ich oft der einzige Mann.

ZEIT: Hat Sie der Weg viel Kraft gekostet?

Üstün: In der Tat machen die Deutschen es einem nicht leicht. Der Deutsche ist ja eher einer, der vieles mit sich allein ausmacht, der aber auch für sich selbst Verantwortung übernimmt – andere Ethnien stehen da eher für ein Miteinander, in dem auch jene aufgefangen werden, die scheitern. Das macht Parallelgesellschaften ja so attraktiv. Da hat jeder für alles Verständnis. Meine Frau und ich haben uns bewusst dagegengestemmt, wir haben unseren Töchtern zum Einschlafen Grimms Märchen vorgelesen, Aschenputtel und Rotkäppchen. Wir haben sehr viele Tagesausflüge gemacht. Und wir waren froh, das muss ich zugeben, als wir die beiden auf ein Gymnasium mit niedrigem Ausländeranteil schicken konnten. Heute studieren beide.

Ujkanovic: Das spreche ich jeden Freitag in unserer Moschee an: dass die Eltern mit ihren Kindern zu wenig unternehmen – ach, sogar zu wenig sprechen! In unserer Gemeinde ist das ein großes Problem.

Üstün: Und Sie, Herr Imam, werden sich vielleicht freuen, dass meine Frau und ich unsere Mädchen, als sie klein waren, an Wochenenden auf eine Koranschule geschickt haben. Weil uns schon wichtig war, dass sie eine Identität haben, ein Basiswissen über die Kultur, aus der wir kommen. Dafür habe ich mit zwölf mein erstes Bier getrunken!

Ein schlaksiger Junge in Jeans und dunkelblauem Hemd tritt in den Raum. Mohsen Moradi, 16 Jahre alt, blickt unsicher von Gesicht zu Gesicht, nickt schließlich seinem Vater Reza zu.

ZEIT: Herr Moradi, schön, dass Sie da sind! Setzen Sie sich zu uns, und erzählen Sie Ihre Geschichte.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Mohsen Moradi zieht einen Stuhl heran und beginnt zu erzählen, auf Dari, einer weichen Sprache. Die Dolmetscherin Shari Nami fasst zusammen:

Nami: Er sagt, er war 15 Jahre alt, als seine Familie beschlossen hat, dass er nach Europa gehen soll.

ZEIT: Warum hat der Vater ihn fortgeschickt?

Nami: Er sagt, sein Vater war drogenabhängig, Opium. Die Familie war aus Afghanistan geflohen und lebte acht Jahre im Iran. Dort fand der Vater keine Arbeit als Maurer, wurde zuerst drogenabhängig und saß dann in einem Entzugslager, wohl eher ein Gefängnis für Süchtige. Der Junge sagt, seine Mutter habe ihm geraten, fortzugehen, weil die iranische Polizei nach afghanischen Flüchtlingen gesucht hat, um sie auszuweisen. Er sagt: Im Iran darf ich nicht Fußball spielen, nicht zur Schule gehen, nicht arbeiten, gar nichts.

ZEIT: Ist der Sohn böse auf seinen Vater, weil er die Familie sich selbst überlassen hat? Ein gesunder Vater hätte sich vermutlich gekümmert.

Schon während die Dolmetscherin die Frage übersetzt, schüttelt der Junge den Kopf. Bedrücktes Schweigen am Tisch.

ZEIT: Können Sie den Vater bitte fragen, wie er sich damit fühlt, dass sein Sohn den ganzen Weg allein gegangen ist – und die Eltern jetzt mit den beiden jüngeren Kindern nachgekommen sind?

Nami: Der Vater sagt, er hatte ja keine Ahnung, dass der Junge losgezogen war.

Ujkanovic: Ich würde gerne wissen, wie es dem Jungen psychisch geht.

Wieder spricht die Dolmetscherin mit dem Sohn. Zusammengesunken daneben der Vater, ein Brötchen kauend.

Nami: Der Junge sagt, in Griechenland hat er sechs Monate in einer Zelle gesessen, total verwirrt, ohne Kontakt zur Familie. Als er sich aus Deutschland bei der Mutter im Iran meldete, sei die zusammengebrochen. Nach der langen Zeit hatte sie gedacht, er sei tot.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

ZEIT: Frau Dulischewski, Afghanen haben inzwischen kaum noch Aussicht auf Asyl. Und Mohsen hat diese einsame Flucht hinter sich. Sind das gute Voraussetzungen, um hier Fuß zu fassen?

Dulischewski: Gar nicht. Oje, der Junge tut mir unglaublich leid! Wir haben ja sehr viele Kinder und Jugendliche, die alleine kommen, auch das hat eine ganz andere Qualität als alle anderen Einwanderungsphasen. Der Jüngste, der kürzlich aus Afghanistan zu uns in den Kreis Mettmann kam, war neun Jahre alt. Neun! Meine gleichaltrige Tochter wäre nicht in der Lage, auch nur aus der Kleinstadt, in der wir wohnen, die zehn Kilometer zu Fuß bis in den nächsten Ort zurückzulegen. Ich habe Angst, dass es dir, Mohsen, auf dem Weg hierher ganz schlecht ergangen ist. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Kind so etwas erlebt und dann hier ein normales Leben führen soll. Wie sollst du das schaffen?

ZEIT: Was glaubt Mohsen selbst?

Nami: Er sagt: Ich werde alles tun, lernen, arbeiten. Alles, um nie wieder in so eine Lage zu kommen.

ZEIT: Herr Ujkanovic, wenn Sie das hören, ist das für Sie eine Wiederkehr dessen, was Sie im Gefängnis als Seelsorger erleben?

Ujkanovic: Ja, das erinnert mich sehr daran. Diese Jugendlichen haben Krieg und Zerstörung erlebt, aber oft keine elterliche Erziehung, keinerlei Halt. Da verbirgt sich auch viel Aggressivität.

Dulischewski: Einfach deshalb, weil sie auf der Flucht erfahren haben: Ich muss überleben, muss mich durchsetzen, ich darf nur an mich denken.

ZEIT: Was muss geschehen, damit jemand wie Mohsen es hier in Deutschland schafft?

Dulischewski: Sie bringen mich in eine schwierige Lage. Lassen Sie mich als Privatperson sprechen: Es ist nämlich so, dass ich eigentlich pervers finde, was wir als Westen uns jeden Tag erlauben. Wir alle hier am Tisch dürfen ja nicht vergessen, dass wir Menschen wie Mohsen die Flucht noch zusätzlich erschweren. Wir leben zum Beispiel ganz gut mit dem Mittelmeer als natürlicher Barriere. Dieses Abschotten oder Aussitzen unserer Regierungen, das macht mich sehr traurig.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Kaznina: Klar, da ist ein politisches Spiel im Gange. Wir sind kleine Menschen, die auf diesem Spielfeld einfach nur hin- und hergeschoben werden. Mein Vater ist 1982 in Afghanistan gefallen, wie so viele russische Soldaten. Also, ich bin da ein gebranntes Kind, ich kenne das ganze Leid auch. Als er starb, war ich zwei Jahre alt.

Dies ist die zweite Situation, in der es schlagartig still wird im Brauhaus.

Alhwejh: Ich glaube, Flüchtlinge sind eine Waffe.

ZEIT: Wie meinen Sie das?

Alhwejh: Es gibt Fotos, die in Syrien kursieren. Da stehen Syrer in Deutschland vor Häusern und Autos und schreiben: Schaut her, das ist mein Haus, das ist mein Auto. Solche Bilder kursieren überall, auf Facebook, auf WhatsApp, überall.

ZEIT: Wer stellt diese Bilder ins Netz?

Alhwejh: Das weiß keiner. Aber sicher bin ich: Das ist Politik. Das ist gezielt. Damit die Leute Syrien verlassen und nach Deutschland gehen.

ZEIT: Sie glauben, Schleuser machen das?

Alhwejh: Oder ein Geheimdienst, ich weiß es nicht.

ZEIT: Wir werden das hier im Wirtshaus auch nicht klären können. Aber können Sie uns sagen, wie Ihr Bild von Deutschland aussah, bevor Sie aufbrachen?

Alhwejh: Bevor ich nach Deutschland kam, habe ich im Internet gegoogelt. Da war unter »typisch deutsch«: Männer in Sandalen und Socken.

ZEIT: Und seit Sie in Deutschland sind? Was ist Ihnen aufgefallen? Was ist anders als gedacht?

Alhwejh: Niemand verliert Zeit. Alles, die Straßenbahn zum Beispiel, ist pünktlich. Eine Sache, die auch anders ist als in Syrien: Frau Hübner und andere Frauen tragen ihre Einkäufe selbst. In Syrien machen das die Männer.

ZEIT: Frau Dulischewski, Sie haben eben gesagt, Sie seien in einer schwierigen Lage, was die Frage angeht, wie ein minderjähriger Flüchtling wie Mohsen es in Deutschland schaffen kann. Warum?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Dulischewski: Weil ich als Polizistin große Weltpolitik und Konflikte im Kleinen trennen muss. Auch wenn Opfer wie er bei uns zu Tätern werden, muss ich für ein konsequentes Handeln eintreten. Straffällige müssen schneller verurteilt werden.

Ujkanovic: Das ist auch meine Erfahrung. Die Gesetze sind zu lasch.

ZEIT: Warum?

Ujkanovic: Deutschland hat immer noch dieses Problem mit seiner Geschichte. Immer Hitler. Immer: Wir haben ja bis gestern noch getötet.

Dulischewski: Die Gesetze sind nicht zu lasch. Sie müssten nur entschlossener und schneller angewendet werden. Als Polizeigewerkschafterin muss ich da leider sagen: Dafür fehlt es an Personal bei uns und auch in der Justiz.\

ZEIT: Und so sagen die Jugendlichen Ihnen als Imam: Dieser Staat kann mir nichts?

Ujkanovic: Bis jetzt ist das so, ja. Und gegen genau die muss man hart vorgehen. Das hat nichts mit Rassismus zu tun. Da muss die Politik was machen. Aber Deutschland reagiert beim Thema Integration immer viel zu spät. Das ist schon lange das Problem. Zum Beispiel, als die bosnischen Flüchtlinge kamen: Da hatten sie kein Recht auf Arbeit. Wie soll man sich integrieren, wenn man nicht arbeiten darf?

ZEIT: Das ist heute anders. Flüchtlinge dürfen arbeiten. Herr Alhwejh, Sie haben seit Januar einen Job bei einer Firma, die Stromkabel und elektronisches Gerät anfertigt. Wie geht es Ihnen da?

Alhwejh: Meine Kollegen sind sehr nett. Am Anfang haben sie mich auch in der Pause angesprochen: »Komm mit, wir gehen was essen.« Aber außer in der Pause treffe ich niemanden. Alle meine Kollegen haben eine Freundin oder eine Frau und Familie. Die Zeittabelle bei denen ist voll. Außerdem habe ich so eine Barriere. Das Gefühl, weniger zu sein als die anderen, ein Flüchtling eben. Wenn mich einer fragt: »Woher kommst du?«, und ich sage: »Syrien«, dann sehe ich zuerst so eine Ratlosigkeit. Und dann wollen sie nur über Politik und Terrorismus sprechen. Aber nicht um die Dinge, um die Freunde reden. Nicht über Alltägliches. Bekannte von mir,



die gegen deutsche Regeln verstoßen haben, zum Beispiel rauchen am falschen Platz oder Leute anstarren, die spüren auch Feindseligkeit.

ZEIT: Das wundert uns jetzt. Hat das Schicksal der Syrer nicht vor allem Hilfsbereitschaft und Engagement ausgelöst?

Alhwejh: Mitleid ist nicht Freundschaft.

Ujkanovic: Ich weiß genau, was Sie meinen. Obwohl wir jetzt schon länger das neue Staatsbürgerschaftsrecht haben, gehen für viele Deutsche Begriffe wie »deutsch« und »dunkelhäutig« oder »deutsch« und »muslimisch« nicht zusammen, als schließe sich das gegenseitig aus. Das spüren die Flüchtlinge natürlich. Und finden Sie mit einem ausländischen Namen und mehr als zwei Kindern mal eine Wohnung. Außerdem berufen sich plötzlich viele Deutsche auf Werte, nach denen sie eigentlich gar nicht mehr leben. Zum Beispiel sind jetzt alle Christen, selbst wenn sie jahrelang nicht in der Kirche waren.

Üstün: Ich kann das nachempfinden, aber hör mal, Ahmed, du als Neuankömmling bist eben auch dazu verpflichtet, diese Barrieren abzubauen. Wenn du dir immer denkst: »Ach, es ist mir unangenehm, wenn sie mir diese Fragen stellen« – dann wird es nie klappen! Du sprichst schon so gut Deutsch! Du hast studiert! Du kannst dich viel besser artikulieren als die meisten! Also gib dir einen Ruck und sag: »Ja, ich bin aus Syrien. Und es gibt da sehr viele Menschen, die so sind wie ich.«

Hübner: Herr Alhwejh hat meines Erachtens überhaupt keine Stigmatisierung erlebt. Und er ist eigentlich in einer tollen Lage: Er ist früh nach Deutschland gekommen und hat hier eine Eins-zu-eins-Betreuung. Ich habe ihm geholfen mit der Wohnung und dem Job. Trotzdem fühlt er sich ausgegrenzt, zu Unrecht, meine ich. Es ist wohl so, dass er sich das anzieht, wenn sich andere Flüchtlinge schlecht verhalten – so wie in Köln – und dann von der Gesellschaft verurteilt werden. Dafür fühlt er sich verantwortlich.

ZEIT: Ist das so?

Alhwejh: Ich schäme mich! Das war an meinem ersten Tag auf der Arbeit, die ganze Zeit lief das im Radio: »Flüchtlinge haben das getan.« Alle haben mich angesehen. Leute vor dem Kölner Dom, die betrunken, dumm und rücksichtslos waren

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

– das ist jetzt das Problem von jedem Flüchtling. Die meisten waren zwar keine Syrer, und ich will auch nicht sagen, welche Nationalität sie haben ...

Dulischewski: ... das ist aber ein Fehler! Wir würden als Polizisten gern klar sagen, woher Straftäter kommen – schon um andere Flüchtlingsgruppen zu entlasten. Das Antanzen in Köln, die Handydiebstähle hier in Düsseldorf – wir wissen genau, dass es in den allermeisten Fällen Nordafrikaner sind, die das machen. Da muss man auch mal den Mumm haben, das zu sagen.

ZEIT: Uns fällt auf, dass Sie alle hier Lust haben, mal so richtig auf den Tisch zu hauen. Dem Imam sind die Gesetze zu lasch, die Patin beklagt, dass sich ihr Flüchtling jeden Schuh anzieht, die Sprachlehrerin beschwert sich über muslimische Machos – und wir alle sitzen fassungslos vor der zerrütteten Familie Moradi. Ist das die Erkenntnis: Integration gelingt nur über Konflikte?

Dulischewski: Genau! Es wird zu viel politische Rücksicht genommen. Wir müssen mehr streiten!

ZEIT: Nur in einem Klima, in dem über alles geredet werden kann, wird nicht geschlagen?

Kaznina: So ist es.

ZEIT: Dann mal raus mit der Sprache, Herr Ujkanovic: Welche Ethnien machen Ihnen Probleme, wenn Sie als Busfahrer unterwegs sind?

Ujkanovic: Als ich vor 16 Jahren hier anfang, da wusste ich, in bestimmten Vierteln in Düsseldorf konnte ich abends Ärger mit betrunkenen Russlanddeutschen kriegen. Am Hauptbahnhof hatte ich zu der Zeit das Problem, dass hinten im Bus Schwarzafrikaner dealten. Da hat die Polizei aber durchgegriffen. Araber werden leicht aggressiv, wenn man sie nach dem Fahrschein fragt. Und Deutsche, na ja ... früher kamen sie nur alkoholisiert aus dem Stadion zurück, heute fahren sie schon besoffen hin. Wenn die mir Türen rausreißen oder Fenster einschlagen, läuft das für mich auch nicht mehr unter Folklore.

ZEIT: Herr Üstün, wie blickt ein alteingesessener Migrant wie Sie auf andere Einwanderer? Was hat zum Beispiel Köln für Sie bedeutet?

Üstün: Ich bin wütend. Für meine Generation ist das ein Rückfall. Viele Vorurteile, die wir weggearbeitet hatten, werden jetzt durch die Neuankömmlinge quasi wieder aufgeweckt. Ausländer sind jetzt wieder diejenigen, die den deutschen Mädels an die Brüste grabschen. Die sich nicht integrieren wollen. Und das alles passiert in einer Situation, in der es dem Land eigentlich gut geht. Heute haben wir genügend Arbeit und Wohnraum.

Hübner: Herr Üstün, ich muss Ihnen widersprechen. Wir haben keine Arbeitsplätze für 500 000 Flüchtlinge, vor allem nicht für die vielen Ungebildeten – manche können nicht lesen und schreiben.

ZEIT: Heißt das, ausgerechnet für Sie als Patin, als Wohlmeinende gewissermaßen, ist die Grenze erreicht?

Hübner: Ja, nicht noch ein zweiter Ansturm! Die Arbeitsplätze sind das eine, aber es gibt eben auch keine Wohnungen für alle. Selbst die Deutschen haben ja Probleme, etwas Bezahlbares zu finden. Und Flüchtlinge wollen auch anständig wohnen.

Üstün: Aber ... also, jetzt möchte ich Ihnen und niemandem sonst zu nahe treten, aber als mein Vater nach Deutschland kam, hat er die ersten zwei Jahre im Ruhrgebiet in einer Garage gelebt. In ihrer ersten kleinen Wohnung hatten meine Eltern eine Matratze, eine Herdplatte und sonst nichts. Alles andere sind Dinge, die man sich im Laufe der Zeit selbst erarbeiten muss. Sie haben da eine sozialpädagogische Brille auf! Man kann doch nicht erwarten, dass jeder eine Wohnung und eine Einbauküche bekommt.

ZEIT: Herr Alhwejh, Sie haben uns vorab erzählt, dass Sie mittlerweile in Flüchtlingsheime gehen und von Deutschland erzählen. Was eigentlich?

Alhwejh: Es stimmt, es gibt diese falschen Vorstellungen über Deutschland. Deshalb arbeite ich bei der Diakonie als ehrenamtlicher Helfer mit anderen Flüchtlingen, so wie der Herr ...

Üstün: ... Ayhan. Lass uns du sagen ...

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Alhwejh: ... wie Ayhan das will. Ich sage den neuen Flüchtlingen, dass es falsch ist, zu glauben, dass sie von Deutschland 5000 Euro bekommen und ein Haus. Das denken manche wirklich.

Fast drei Stunden sind vergangen, da steht Asmer Ujkanovic auf, der Imam, der zugleich Bus- und U-Bahn-Fahrer ist.

Ujkanovic: Ich entschuldige mich. Ich würde gerne noch stundenlang mit euch reden, aber gleich beginnt mein Dienst. Ich muss jetzt auf die U72.

ZEIT: Bevor alle auseinandergehen: Kann jeder von Ihnen bitte noch einen Ratschlag für jemand anderen am Tisch hinterlassen?

Alhwejh: Ich sage allen Flüchtlingen: Wartet nicht darauf, dass euch jemand etwas erklärt. Ihr findet Antworten auch auf Google.

Ujkanovic: Dem jungen Herrn Moradi möchte ich dringend ans Herz legen, so schnell wie möglich so viele Kontakte wie möglich zu knüpfen, mit Seelsorgern, zu einer Moschee, wenn er mag. Es ist überhaupt ein Wunder, dass er hier sitzt und von seiner Flucht erzählen kann.

Üstün: Ich würde Herrn Alhwejh raten, sich sozial zu engagieren, in einem Verein oder einer Partei. Ich wüsste da eine. (lacht)

Kaznina: Ich wünsche mir von allen Flüchtlingen, dass sie dieses Land als Chance begreifen und diese Chance auch nutzen.

Hübner: Ich wünsche der Polizistin, dass sie durchhält. Und ich wünsche mir von den Medien, dass sie nicht schönfärben.

Die Dolmetscherin fragt Vater und Sohn Moradi.

Nami: Die beiden wünschen allen hier alles Gute.

Dulischewski: Und ich wünsche mir, dass wir uns alle in einem Jahr wiedersehen.

## "Was Essen angeht, sind wir alle Psychopathen"

*Deutschlands bester Restaurantkritiker Jürgen Dollase kocht selber exzellent - und nicht selten vor Wut. Er schimpft auf die Gestelztheit der Spitzengastronomie ebenso wie auf Mirácoli-Spaghetti und Gourmet-Spießer, die immer nur Foie gras verlangen.*

Von Sven Michaelsen, SZ-Magazin, 01.09.2016

**SZ-Magazin: Sie waren bis zu Ihrem 35. Lebensjahr ein kulinarischer Analphabet. Wie kam das?**

**Jürgen Dollase:** Ein mit fünf Jahren erlittenes Trauma. Meine Großeltern lebten zur Miete auf einem Bauernhof in Oberhausen-Alstaden. Wenn ich das Wochenende bei ihnen verbrachte, spielte ich mit den Gänsen, die auf dem Hof herumliefen. Eines Sonntags war ich bei den Bauern zum Mittagessen eingeladen. Als ein gebratenes Tier auf den Tisch kam, wurde mir gesagt, dies sei die Gans, mit der ich immer so gern gespielt hätte. Von diesem Tag an war ich blockiert. Ich aß nur noch Fleisch, das keinem konkreten Tier zugeordnet werden konnte. Frikadellen konnte ich nur essen, weil man mir sagte, sie kämen aus der Fabrik. Zu meinem Fimmel gehörte, dass ich nichts mehr aß, was fettig, glibberig oder schwabbelig war. Inzwischen weiß ich, dass sehr viele Menschen ähnliche Traumatisierungen erlebt haben. Was Essen angeht, sind wir alle Psychopathen. In uns herrschen Diktaturen, deren Potentaten Namen tragen wie Mutter oder Jugendherbergessen.

**Nach dem Abitur gingen Sie zum Bundesgrenzschutz, anschließend schlossen Sie sich der Rockband "Speed Kills" an.**

Wir waren berüchtigt. Jedes Stück dauerte etwa eine Stunde und begeisterte die Zuschauer in dem Maße, wie sie vollgedröhnt waren. Beim Bassspielen lief mir schon

mal das Blut von den Händen, weil ich statt mit Plektrum mit den Fingern spielte und es so intensiv wurde.

## **Mit 23 gründeten Sie die Band "Blitzkrieg".**

Wir suchten einen deutschen Namen, der international verständlich war. Nach ein paar Monaten mussten wir uns wegen rechtlicher Probleme umbenennen, weil es bereits eine englische Band gab, die Blitzkrieg hieß. Unser neuer Name war "Wallenstein".

## **Warum benannten Sie eine Rockband nach einem ermordeten böhmischen Feldherrn des 16. Jahrhunderts?**

Weil wir beide im September geboren sind und ich damals ein kosmisch veranlagter Hippie war mit sehr langen Haaren, schwarz lackierten Fingernägeln und Schminke um die Augen. Da Golo Mann damals gerade seine Wallenstein-Biografie veröffentlicht hatte, schickte unsere Plattenfirma ihm Musik von uns. Er schrieb einen Brief zurück, in dem es hieß, das sei Musik mit sehr viel Intensität, aber viel anfangen könne er mit ihr nicht.

## **Warum prangte auf der Hülle der zweiten Wallenstein-Platte "Mother Universe" ein Foto Ihrer Großmutter?**

Meine Oma ist Jahrgang 1887 und gehörte zu jenen wunderbaren alten Damen, die in sich hinein schmunzelten, wenn im Fernsehen wilde Rockmusik lief. Sie hatte so viel im Leben gesehen, dass sie sich niemals über irgendwas aufregte. Ich habe das Cover auch unter LSD-Einfluss geprüft: Ha, es war gut! Leute, die ein bisschen was von dieser Droge verstehen, werden sofort wissen, was ich meine: Wenn man nicht Opfer der Droge ist, aktiviert der LSD-Blick analytische Wahrnehmungen. Mit bestimmten Leuten wollte man hinterher nichts mehr zu tun haben, weil sie bescheuerte Verhaltensweisen zeigten. Mit dem Bild meiner Oma war aber alles in Ordnung. Psychedeliker würden sagen, es hatte die richtigen Zusammenhänge und, kosmologisch gesehen, seine Ordnung.

## **Die französische Musikzeitschrift Best kürte "Mother Universe" zur LP des Monats, Begründung: "Die Musik von Wallenstein ist einmalig. Es gelingt ihnen,**

**eine Synthese von reiner, melodischer Musik und hartem, brutalem Rock und unfassbaren, an Wahnsinn grenzenden Empfindungen zu finden."**

Wenn man was drin hat, kann man das so sehen. Das Drogenohr hört ja ein bisschen anders. Wir haben psychedelisch korrekte Musik gemacht, die unter Drogeneinfluss sehr gut wirkte. Ich hatte enge Beziehungen zu einer Kommune in Viersen am Niederrhein, die indische Musik hörte und sehr mit fernöstlicher Philosophie zugange war. Wir waren in einer Phase des LSD-Konsums angelangt, in der es keine Halluzinationen mehr gab. Für uns waren Drogen ein toderntes Wahrheitskonzept. Drogen waren unser Leben. Wir verstanden Leute nicht, die sich Drogen reinschmissen, nur um in ihrem Kopf irgendwelche irren Kinoeffekte zu erzeugen und dann staunend und mit offenem Mund rumzuliegen. Das war eine andere Abteilung. Mit der hatten wir nichts am Hut. Uns ging es um ein psychedelisches Klarbewusstsein. Das war sehr viel erfreulicher. Man hatte das Gefühl, irgendwo angekommen zu sein, wo die Dinge so sind, wie sie tatsächlich sind.

**Bei einer Studiosession spielten Sie die deutsche Nationalhymne auf dem Mellotron. Wie klang das?**

Ungefähr so aggressiv verzerrt wie *The Star-Spangled Banner* von Jimi Hendrix. Der Song ist leider nie veröffentlicht worden. Der Chef der Plattenfirma fand ihn aus irgendwelchen Gründen zu heftig.

**Es kommt vor, dass Menschen von LSD-Trips nicht wieder runterkommen. Ist Ihnen das auch passiert?**

Mir nicht, aber unser holländischer Bassist hat leider einen bösen Schaden abgekriegt. Das Problem beginnt, wenn Ihr Trockenbewusstsein die großen, von der Droge induzierten Impressionen nicht in den Griff bekommt. Dieses Hängenbleiben im Zwischenbereich führt zu Psychosen.

**Ihr Song "Charline" kletterte 1979 bis auf Platz 17 der deutschen Charts, Sie traten in der ZDF-Sendung Disco auf und spielten mehr als 200 Konzerte im Jahr. Alles auf LSD?**

Nein. Mitte der Siebziger wurde es dann doch ein bisschen unerfreulich mit den Drogen. Im Supermarkt kam man wegen der vielen Lichter nicht mehr zurecht. Man

konnte sich nicht mehr normal bewegen, weil man immer ein bisschen woanders war. Ich aß kaum noch und nahm sehr stark ab. Einer kam mit der Idee, wir könnten uns zur Beruhigung Opium spritzen. Das war das einzige Mal, dass ich gespritzt habe. Meine kleine Opium-Kur endete in einem Dämmerzustand. Danach wurde ein Gefühl in mir von Tag zu Tag stärker: Mein Gott, Denken ist aber auch schön! Mein Gehirn sprang wieder an und machte Pläne, wie es denn weitergehen soll. Das war eine schöne Erfahrung. Ich habe dann mit Drogen nie mehr was Größeres zu tun gehabt.

### **1983 wurde Wallenstein aufgelöst.**

Die Neue Deutsche Welle kam auf, und da wir Englisch sangen, war unsere Zeit zu Ende. Gesundheitlich war ich auch nicht übermäßig gut in Form: zu viel Alkohol und jeden Tag drei Schachteln Roth-Händle. Ernährt habe ich mich von Wiener Schnitzeln, Frikadellen und Hamburgern. Als ich kaum noch die Treppen hochkam, sagte mein Internist: "Für einen Siebzigjährigen sind Sie in ziemlich guter Verfassung." Ich war aber erst Anfang dreißig.

### **Sie haben dann 15 Jahre lang wie besessen gemalt, Ihre Bilder aber weder ausgestellt noch verkauft. Wie wurde die Gourmandise zu Ihrem Lebensinhalt?**

Im Kunstseminar an der Universität lernte ich 1976 meine heutige Frau kennen. Sie ist es, die meine kulinarische Menschwerdung bewirkt hat. In den ersten Jahren schaute sie mir beim Fast-Food-Essen noch kommentarlos zu und schwieg, wenn ich Garnelen als ekliges Gewürm beschimpfte. Als wir dann aber Anfang der Achtziger in Ostende an den Fischrestaurants im Hafen entlangliefen und ich mich weigerte, in eins der Lokale einzukehren, fing sie plötzlich an zu weinen. Von diesem Moment an war mir mein verklemmtes Essverhalten unglaublich peinlich. Es hat dann noch etwas gedauert, mich auf Kurs zu bringen, aber eines Tages war es so weit: Beim Anblick von Fisch würgte es mich nicht länger, und ich aß meine erste Schnecke. Meine erste Auster war wie der Biss in einen Kosmos, den ich noch nicht kannte, aber längst liebte. Es war wie ein Dambruch: Ich war infiziert vom Kulinarischen.

### **Sie brachten sich in jahrelangen Selbstversuchen das Kochen auf höchstem Niveau bei, studierten die besten Köche der Welt und notierten Ihr Wissen auf Tausenden Karteikarten.**



Wir hörten mit dem Rauchen auf und steckten das eingesparte Geld in Fünf-Mark-Stücken in eine Sparbüchse. Mit diesem Etat besuchten wir Restaurants mit zwei oder drei Michelin-Sternen oder mindestens 18 Punkten im Gault-Millau. Am Ende des Essens hatten wir oft das Gefühl, Geld rausgeschmissen zu haben, ich wäre aber nie darauf gekommen, unseren Ärger zu Papier zu bringen. 1998 las ich ein Vorwort des Publizisten Johannes Gross zu einem Buch des Sternekochs Harald Wohlfahrt, bei dem ich öfter gegessen hatte. Weil mich der schlappe Text kolossal aufregte, tippte ich einen Rundumschlag, der ein paar Schreibmaschinenseiten lang war, und schickte ihn Gross. Ein paar Wochen später wurde ich eingeladen, für die FAZ Restaurantkritiken zu schreiben. Da meine Frau mir gerade zum Geburtstag einen Restaurantbesuch beim Großmeister Alain Ducasse in Paris geschenkt hatte, schrieb ich darüber meinen ersten Artikel. Da war ich immerhin schon 51.

**Sie sind zum einflussreichsten Gastronomie-Kritiker des Landes avanciert. Wie viele Restaurants besuchen Sie im Jahr?**

In beruflicher Absicht etwa 130.

**Werden Sie erkannt?**

Von den Kellnern eher nicht, aber ich habe schon renommierte Sommeliers erlebt, denen die Hände zitterten, als sie mir einschenkten.

**Sie unterscheiden zwischen Restauranttestern und Restaurantkritikern. Warum?**

Die meisten Tester sind Schaumschläger, die irgendwelchen Unsinn schreiben, weil ihnen der professionelle Unterbau fehlt. Ihre Sachkenntnis über das Kochen ist armselig. Ein Kritiker meckert nicht rum, sondern macht transparent, was vor ihm auf dem Teller liegt. Zur analytischen Restaurantkritik gehört, dass man schreibt, wer in dieses Restaurant gehen soll. Wer Heino will, sollte nicht in die Oper gehen. Ein Kritiker ist am besten zur Hälfte Koch und zur Hälfte Intellektueller. Wenn man aus eigener Praxis weiß, wie einfach es ist, das Publikum mit Effekten zu beeindrucken, verliert man den bewundernden Laienblick auf eher mittelpträgliche Leistungen. Meine Erfahrungen beim Kochen kamen bei den Köchen von Anfang an gut an. Sie hatten das Gefühl, endlich ist da mal jemand, der weiß, wo vorn und hinten ist. Von einigen

Zusammenhängen verstehe ich mehr als der Koch selbst. Das ist normal. Ein Künstler ist auch nicht gehalten, sein Werk zu begreifen. Ein Ornithologe weiß mehr über Vögel als ein Vogel.

**Ihre Frau arbeitet halbtags als Kunstlehrerin. Warum ist sie fast immer dabei, wenn Sie Restaurants testen?**

Sie ist ein hochprofessioneller Gegenpart und eine knochenharte Kritikerin, die noch weniger bereit ist zu relativieren als ich. Es geht auch so gut wie kein Text von mir aus dem Haus, den ich ihr nicht vorgelesen habe.

**Haben Sie in Restaurants Zettel und Stift neben sich liegen?**

Ich spreche meine Notizen in ein Diktiergerät und mache Fotos. Mit meiner Frau verständige ich mich über das Essen in Begriffen und Kürzeln, die außer uns vermutlich niemand versteht. Unsere Geheimsprache ist sehr salopp. Wir sind immer noch ein bisschen Rock 'n' Roll. Beim Akt des Essens schweigen wir. Da ist die Konzentration zu hundert Prozent auf die Gabel gerichtet. Wer beim Essen schnattert, der kann auch Pappe essen.

**Stimmt es, dass Sie am Geschmack erkennen, ob Sie einen weiblichen oder männlichen Hummer essen?**

Das ist ganz einfach. Der männliche Hummer schmeckt speckiger, der weibliche nussiger. Solche Unterscheidungen sind allerdings nur bei fitten Hummern möglich und nicht bei diesen schlappen Halbleichen, die in Holzwollekisten in Deutschland ankommen.

**Wenn das Ehepaar Dollase essen geht, sitzt jemand Drittes unterm Tisch.**

Unsere Welsh-Terrier-Hündin Sophie begleitet uns seit 13 Jahren in jedes Restaurant. Wir stecken ihr immer Kleinigkeiten in ein Doggy-Bag. Bei der Rückkehr kontrolliert sie sofort, was es ist. Die Präzision ihrer Nase ist ein großes Vorbild für mich. Ich versuche von ihr zu lernen, wie man feinste Nuancen schon aus drei Metern Entfernung wahrnimmt.

**Fühlen sich Gäste in Gourmetrestaurants gestört, wenn Sie mit einem Hund aufkreuzen?**

Zickige Reaktionen gibt es fast nie. Wir haben ja auch kein altes, schmutziges Krokodil dabei, sondern einen kleinen Hund, der sich perfekt benimmt. Sophie kommt rein, legt sich unter den Tisch auf ihr Deckchen, ist still und bettelt auch nicht. Sie hat in ihrem Leben lediglich in zwei Restaurants gebellt aber jeweils nur einmal. In ihr Gourmetbuch haben Hunderte Köche einen kleinen Gruß für sie reingeschrieben, in allen möglichen Sprachen und oft mit lustigen Zeichnungen. Im Moment sind wir bei Band elf.

## **Hat Sophie eine Lieblingspeise?**

Ja. Langustinen.

## **Kommt es vor, dass das Ehepaar Dollase höchst geteilter Meinung über das Essen ist?**

Es passiert schon mal, dass der eine etwas für absolute Antiküche hält, was der andere großartig findet. Es dauert teilweise Tage, bis das durchdiskutiert ist. Endgültige Klärungen sind dann eher selten.

## **Sind Sie beide privat ein geselliges Paar?**

Nein. Wir sind Zweizelgänger, wie ich immer sage. Wir haben keinen großen Freundeskreis und pflegen keine sogenannten Beziehungen. Ich habe einfach zu viel zu tun.

## **Kommt Ihnen ein Wort wie lecker über die Zunge?**

Selten. Lecker ist die degustative Missionarsstellung. Würde dieser 08/15-Kommentar ausreichen, könnte der Analphabet fragen, wieso er lesen lernen soll.

## **Wie viele Gerichte bestellen Sie, wenn Sie ein Restaurant rezensieren?**

Das Minimum sind fünf Gerichte à la carte. Die Prüfung beginnt, wenn Sie schon mittags beruflich gegessen haben und abends noch mal ranmüssen. Irgendwann kommt das üble Gefühl: Jesses, es ist echt zu viel, du kriegst nichts mehr rein! An diesem toten Punkt eine Pause einzulegen, wäre ein tödlicher Fehler. Wenn Ihr Magen eine Pause bekommt, scheidet er Enzyme aus, die signalisieren: Essen vorbei, jetzt ist Verdauen angesagt. Der Appetit kommt nur wieder, wenn Sie weiter essen. Zuweilen ist die Gastronomie-Kritik ein harter körperlicher Beruf.

## **Machen Sie Leibesübungen, um keine Auberginenfigur zu bekommen?**

Sport habe ich zuletzt beim Bundesgrenzschutz getrieben, aber ich gehe jeden Tag viermal mit unserer Sophie. Auf Testreisen laufe ich nachmittags stundenlang durch die jeweilige Stadt, um ein paar Kalorien zu verbrennen. Berlin kenne ich bis in jeden Winkel.

## **Sie haben schon in Fett marinierte Schafsaugen gegessen, Destillat aus Waldboden, frittiertes Moos, fermentierte Ameisen, in Bitumen gegartes Gemüse und geschmorte Hoden vom Hahn. Wann streiken Sie?**

Ich stecke aus Prinzip alles in den Mund, was man mir auf den Teller legt. Die Hoden waren übrigens von glatter, fester Textur und schmeckten sehr gut. René Redzepi serviert im "Noma" in Kopenhagen lebende Garnelen, die putzmunter auf dem Teller zappeln. Sie in den Mund zu nehmen und durch Kauen zu töten, ist eine Erfahrung, die tief in die Psyche eingreift. Wer das für die Perversion einer überreizten Avantgarde hält, sollte wissen, dass es zu den kulturellen Traditionen der Bretagne gehört, bei ablaufendem Wasser am Strand kleine Garnelen aufzusammeln und lebend in den Mund zu stecken.

## **Haben Sie nach einem Restaurantessen schon mal an posttraumatischem Stress gelitten?**

Nur was die Mengen angeht. Da bin selbst ich ein paar Mal bis zum Anschlag gekommen. Ein berühmter Vertreter ist mein durchaus lieber Freund Helmut Thieltes vom "Waldhotel Sonora" in Bernkastel-Wittlich, den ich als Klassiker sehr schätze. Wenn ich vorbeikomme, meint er, mir alles präsentieren zu müssen, was er in letzter Zeit entwickelt hat. Wenn ich sage, fünf Gerichte reichen, heißt es, ob er nicht noch zwei, drei Sachen zusätzlich bringen könne. Einmal kamen dann 23 Gerichte. Das war grenzwertig. Gott sei Dank hatte ich zufällig meinen Hausarzt dabei. Ich habe schon Drei-Sterne-Köche gestoppt, die 35 Gänge für mich vorbereitet hatten. Es muss ja auch irgendwie rein. Was die Köche nicht so ganz begreifen: Je mehr ich probiere, desto mehr ziehen sie sich aus. Das ist wie Striptease. Nach zwanzig, 25 Gerichten weiß ich alles über den Koch. Je mehr man isst, desto sicherer wird die Einschätzung. Diese Gewichtung kriegt kein Hobbytester hin.

## **Lassen Sie Essen, das Sie komplett missraten finden, zurückgehen?**

Nein, das fände ich ein wenig pompös. Wenn das Essen nicht gut ist, baue ich den Teller um und verstecke das Fleisch oder den Fisch unter Salat. Dann sieht der Teller wie zwei Drittel gegessen aus und niemand ist düpiert.

## **Haben Sie ein Restaurant schon mal vor dem Dessert verlassen, weil Sie meinten, es mit Totalversagern zu tun zu haben?**

Nein. Da würde ich gar nicht drauf kommen. Auch wenn das Essen bizarr ist, esse ich weiter, um zu gucken, ob denn jetzt etwas kommt, was noch bizarrer ist. Das Interesse an katastrophalen Leistungen ist auch ein Interesse. Ich bin der Meinung, dass ich eine gewisse mentale Hygiene pflegen muss, indem ich immer mal wieder schlechtes Essen ganz genau degustiere und reflektiere, von Dosen-Ravioli bis Tütensuppen.

## **Hatten Sie schon mal eine Lebensmittelvergiftung?**

Öfter. Meist nach Austern. Einmal auch bei einem bekannten deutschen Fernsehkoch. Nach seinem Fisch war ich drei Wochen krank. Wenn mich Fernsehköche im Studio bekochen, denke ich jedes Mal: Mann, Mann, gut, dass niemand weiß, wie das Zeug hier eigentlich schmeckt.

## **Wie erkennt man, ob eine Auster verdorben ist?**

Essen Sie nie eine Auster, die kein Wasser mehr hat und sich hohl anfühlt. Riechen Sie beim Öffnen der Auster am Scharnier: Wenn Ihnen der Geruch von Klärschlamm oder Hafenbeckenwestseite entgegenschlägt, sollten Sie passen. Der Aufklärungsbedarf bei Austern ist enorm. Eine auf Eis gekühlte Auster zu essen ist kontraproduktiv, weil die Kälte uns einen wesentlichen Teil des Aromas nicht wahrnehmen lässt. Auch das Schlürfen der Auster, also das Schlucken ohne Kauen, ist kontraproduktiv, weil man nur wenig von der komplexen Aromenstruktur mit ihrer Vielzahl von jodigen und mineralischen Noten mitbekommt. Statt die Auster so schnell wie möglich durch den Mund zu schleusen, muss man sich zu dem Glibber bekennen und ihn langsam zerkauen.

## **Was raten Sie einem Menschen, der zum ersten Mal ein Sterne-Restaurant besucht?**

Mein Geheimitipp lautet: Komm rein und sage, du hättest von Tuten und Blasen keine Ahnung. Mit dieser Offenheit wecken Sie die fürsorglichen Instinkte des Personals. Die lieben es, kulinarische Anfänger zu betüddeln und zu Liebenden zu machen. Vielleicht kriegen Sie sogar einen Extragang auf Kosten des Hauses. Sie sollten allerdings darauf achten, in welcher Stadt Sie sind. Paris ist zwecklos. Da machen die Kellner bloß Witze über Sie. Man verrät auch nicht zu viel, wenn man sagt, dass in manchen weltbekannten Restaurants zweierlei Versionen von Gerichten ausgegeben werden. Laien bekommen die Sparversion. Oft werden alle Ausländer in einer Ecke des Restaurants versammelt, damit das Stammpublikum nicht weiter gestört wird. Man muss leider sagen, dass es auch in der Exzellenzgastronomie das gibt, was der Volksmund abgewichste Gestalten nennt.

## **Wie viel Trinkgeld geben Sie in Sterne-Restaurants, wenn 800 Euro auf der Rechnung stehen?**

Fünfundzwanzig Euro. Das halten auch alle Servicekräfte für völlig normal. Nur bei Beträgen bis zu 150 Euro gebe ich zehn bis 15 Prozent Trinkgeld.

## **Was nervt Sie an der Spitzengastronomie?**

Das Konzept Luxus. Es ist ein Fehler, dass Spitzenrestaurants automatisch auch die teuersten Restaurants sind. Niemand macht das Tor auf für Leute, die von gutem Essen fasziniert sind, aber nicht in Geld baden. Schauen Sie sich die Speisekarte eines gehobenen Restaurants in den Dreißigerjahren an. Da standen hundert Gerichte drauf. Das Spektrum reichte von einer Bockwurst mit Brot bis zum Hummer. Diese große Freiheit müssen wir zurückgewinnen. In unseren Spitzenrestaurants muss jeder Stuhl 250 Euro pro Abend bringen. Das ist das Gegenteil von Freiheit. Liebe Spitzenköche, landet bitte schön endlich mal in der Mitte der Gesellschaft!

## **Wo sehen Sie zukunftsweisende Konzepte?**

In Spanien, England und den USA gibt es bereits Formate, die freier sind. Im "Tickets" von Albert Adrià in Barcelona können Sie Gerichte ab 1,30 Euro bestellen. Die teuersten Sachen kosten um die 25 Euro. Menüs werden nicht angeboten. Sie können ihr Essen selber zusammenstellen oder sich beraten lassen. Auf die fünfzig Plätze kommen fünfzig Servicekräfte. Die Rechnung ist um die Hälfte billiger als in

Restaurants vergleichbarer Qualität. In Berlin hat Tim Raue mit dem "La Soupe Populaire" eine günstigere Zweitlinie etabliert. Dieses Restaurant finde ich ganz hervorragend, auch wenn Tim Raue von Natur aus etwas von einer großenwahnsinnigen Berliner Schnauze hat. Als ich ihn fragte, wie er darauf gekommen sei, seine Königsberger Klopse aus Kalb mit Elementen von Zunge und Bries zu machen, bekam ich zur Antwort: "Ich wollte einfach nur die besten Königsberger Klopse der Welt machen." Dieser bescheidene Anspruch ist typisch für ihn, aber möglicherweise hat er es geschafft. Die Klopse sind einfach großartig

### **Welches Sterne-Restaurant wird hoffnungslos überschätzt?**

Paul Bocuse.

### **Welche Küche finden Sie richtungsweisend?**

Das größte revolutionäre Potenzial hat die Nova-Regio-Küche, eine Mischung aus Avantgarde und neuer Regionalität. Ist es nicht aberwitzig, wenn in den Alpen oder auf nordfriesischen Inseln mediterrane Küche aufgetischt wird? Es ist doch viel sinnvoller, alles Essbare zu erforschen und zu verarbeiten, was die nähere Umgebung hergibt: Kräuter, Wurzeln, Moose, Flechten, Pflanzen, Blüten, Bäume.

### **Sie wollen Bäume essen?**

Stefan Wiesner bietet im "Rössli" im Schweizerischen Escholzmatt einen Gang mit neun Elementen an, bei dem er alle Teile eines Nussbaums verwendet. Zum Aromatisieren von Saucen benutzt er Sägespäne. Für den neuen Gourmet bedeutet Achtung vor dem Tier, dass er auch das Fett, den Speck, die Haut und alle Innereien isst. Ein avancierter Koch hat zu beweisen, dass er aus allem etwas sehr Gutes machen kann. Er wirft den Strunk des Wirsings nicht weg, sondern zeigt, dass er kreativ zubereitet eine Delikatesse ist. Kochen hat auch etwas mit Moral und ökologischem Gleichgewicht zu tun.

**In Kevin Fehlings Hamburger Drei-Sterne-Restaurant "The Table" essen maximal zwanzig Gäste nebeneinander an einer Theke ohne Tisch Tuch und schauen sechs Köchen bei der Arbeit zu. Wie finden Sie das?**

Ich gönne Fehling seinen Riesenerfolg, denn im "La Belle Epoque" in Travemünde hat er abgeschnitten von der Welt gekocht, als hätte ihn ein böses

Schicksal nach Sibirien verbannt. Mit dem "The Table" hat er eine Form gefunden, die Kommunikation aufzulockern. In der Spitzengastronomie ist eine coole Atmosphäre ein seltener Glücksfall. Es ist schon sehr deutsch, beim Betreten eines Sterne-Restaurants in eine Verkrampfung und verschwurbelte Gestelztheit zu verfallen, als würde man einen Staatsempfang besuchen. Man projiziert eine Prüfungssituation, wo es um Genuss und Hedonismus gehen sollte.

## **Wie reagieren Sie, wenn ein Kellner mit einer Pfeffermühle an Ihren Tisch kommt und fragt, ob's ein wenig frisch gemahlener Pfeffer sein darf?**

Ich schmunzle und lehne dankend ab. Da ich das Gericht noch nicht probiert habe, ist die Frage des Kellners unmöglich zu beantworten. Man könnte auch fragen, ob für die richtige Würzung nicht der Koch zuständig sein sollte. Kellner in Spitzenrestaurants sind gelegentlich schwer erträglich. Die einen ergötzen sich an der eigenen Servilität, die anderen schweben über den Teppich wie feierlich agierende Priester und geben zu verstehen, dass eigentlich sie es verdient hätten, Gast zu sein. Mir fällt an Kellnern gar nichts auf. Ich bin da absolut schmerzfrei. Dabei habe ich wirklich alles erlebt, von schneidender Arroganz in Pariser Restaurants bis zu dienernden Service-Bubis, die irgendwelchen auswendig gelernten Hokuspokus vom Stapel lassen. Zum Kotzen finde ich eher das Verhalten der Leute, die bedient werden. Der Gast wird sehr geschont in Deutschland. Da wäre immer mal wieder eine Publikumsbeschimpfung fällig.

## **Weshalb?**

Ich finde zum Beispiel Gäste unerfreulich, die Spitzenküche als Lifestyle instrumentalisieren wie Schuhe mit roten Sohlen. Auf Sylt sitzen Sie in vollen Restaurants, haben aber das beklemmende Gefühl, es ist niemand da, der sich was Gutes tun will. Da sitzen meckernde Problemhansel, die den Sommelier anschauen: "Ich habe den gleichen Wein zu Hause, aber da schmeckt er ganz anders!" Das Problem ist nicht, dass Leute keine Ahnung haben. Das Problem ist, dass Leute so tun, als hätten sie Ahnung, aber keine haben. Der Sommelier denkt in solchen Fällen: Dumme Nüsse! Den Tisch hake ich ab! Es wäre schön, wenn die kreative Küche das Publikum hätte, das sie verdient.



## **Auf die letzten zwanzig Jahre bezogen: Verstehen die Deutschen mehr oder weniger von gutem Essen?**

Der kulinarische Analphabetismus ist gleich geblieben, leider. Sie können heute immer noch damit reüssieren, dass Sie wissen, was Fleur de Sel oder Tonkabohnen sind. Das ist bizarr. Am schlimmsten sind diese dumpfen Gourmet-Spießer alter Schule, die meinen, sie wären im falschen Lokal gelandet, wenn auf der Karte nicht Hummer, Foie gras, Steinbutt, Kaviar und Trüffel stehen. Die wollen kriegen, was sie kennen, und das sind die klischeehaften Gerichte der alten Spitzenküche. Eine kreative Küche hat bei ihnen keine Chance, eine Avantgarde-Küche schon gar nicht. Diese Leute wollen nicht an das konkrete Tier erinnert werden, das auf ihrem Teller landet, an Tod und Schlachtung schon gar nicht. Wenn Sie denen eine Schnepfe mit aufgeschnittenem Kopf servieren und sie auffordern, das sehr gut schmeckende Gehirn der Schnepfe rauszulöffeln, empfinden die das als Insubordination. Die Scheinschmecker sind auch schuld, dass es bei Fleisch einen lächerlichen Zartheitskult gibt. Warum serviert man uns Fleisch von Milchlämmern, die kurz nach der Geburt von der Mutter getrennt wurden? Deren Fleisch ist zwar butterzart, schmeckt aber nach nichts. Kleine Milchtiere aufzutischen ist für mich Pädophilie auf dem Teller.

## **Befällt Sie beim Gedanken an ein Leben ohne Fleisch nackte Panik?**

Nein. Bei Avantgarde-Köchen wie René Redzepi sieht man so gut wie kein Fleisch auf dem Teller. Mir fällt das überhaupt nicht auf. Der wirkliche Gourmet wird an grundlegenden Veränderungen seines Speiseplans nicht zugrunde gehen. Ich finde, wer ein Tier isst, sollte auch in der Lage sein, es selbst zu töten. Das würde die Zahl der Vegetarier schlagartig erhöhen. Ansonsten bin ich gegen jeden Fundamentalismus. Man sollte erst mal mit dem Unsinn aufhören, für Hamburger Rinder zu töten. Im Labor zusammengeschrabter Fleischersatz schmeckt identisch. Auch für Fischstäbchen müssten keine Fische sterben.

## **Wäre für Sie ein Leben ohne Foie gras sinnlos?**

Foie gras zu verbieten, wäre ein Kulturverlust. Aber die Lösung wurde bereits gefunden: die ungestopfte Foie gras. Gänse nehmen ein Überangebot an Nahrung

freiwillig an. Dadurch schwillt ihre Leber, ohne dass man die Tiere qualvoll stopfen muss. Viele Köche arbeiten bereits mit ungestopfter Foie gras.

## **Wann nervt Sie Sterneküche?**

Ich mache mir Sorgen um die Entwicklung einiger deutscher Drei-Sterne-Köche. Bei denen sage ich: Das ist eine Sackgasse. Der fährt gegen die Wand. Das ist eine überzüchtete, ins Kunsthandwerkliche gehende Küche ohne individualistische Expressivität. Da demonstriert jemand gigantische handwerkliche Fähigkeiten und eine perfekte Küchenorganisation, aber was bei mir ankommt, ist lediglich das fade Gefühl von Mainstream und leerlaufender Virtuosität. Namen nenne ich nicht. Das sage ich denen selbst. Die einst einflussreichen Bewertungen von Michelin und Gault-Millau interessieren den internationalen Gourmet-Jetset kaum noch. Für ihn bestimmt die Website "The World's 50 Best Restaurants" die Anziehungskraft eines Lokals. Statistisch ist die Liste ziemlicher Schwachsinn, aber das schmälert nicht ihren Einfluss. In der internationalen Bewertung hatten deutsche Köche vor sechs bis acht Jahren ihren Höhepunkt. Langsam verschwinden wir wieder in der Versenkung.

**In der diesjährigen Wertung von "The World's 50 Best Restaurants" steht als bester Deutscher Tim Raue auf Platz 34, Joachim Wissler vom "Vendôme" in Bergisch Gladbach belegt Rang 35.**

Das kann uns nicht glücklich machen. Statt dass bei der Ausbildung von Köchen jeder vor sich hin wurschtelt, sollte es analog zu den Jugendmusikschulen Jugendkochschulen geben. So könnten Talente früh entdeckt und gefördert werden. Am Ende der Ausbildung müsste eine noch zu gründende Deutsche Hochschule für Kochkunst stehen, die Spitzenhandwerk mit avancierter Theorie vereint.

**Die Zahl der Deutschen, die eine Ausbildung als Koch absolvieren, hat sich seit 2007 fast halbiert.**

Mit einer 35-Stunden-Woche ist Spitzengastronomie nicht zu machen. Es wird immer schwieriger, Nachwuchs zu kriegen, der fanatisch genug ist, sich diesen Stress anzutun. Auf der anderen Seite gibt es einen neuen Typ Koch. Das sind so bärtige Gestalten, für die Kochen im wahrsten Sinne ein künstlerischer Beruf ist. Sie agieren nicht im Hintergrund, sondern treten auf. Einige von ihnen stellen die Improvisation in

den Vordergrund und kochen in kleinen Lokalen als One-Man-Show für zwölf bis 14 Gäste. Es gibt keine Karte, und man bekommt nicht gesagt, was es gibt. Zum Reiz der Performance gehört, dass der Koch auch mal einen schlechten Tag hat. Berühmt werden die, wo man sagt, es schmeckt jeden Tag anders, aber immer Spitze.

## **Entspricht das Ranking von "The World's 50 Best Restaurants" Ihren Erfahrungen?**

Die Spitze der Liste gefällt mir sehr. Ab Rang zehn zerfranst sie. Grob über den Daumen gehören dreißig Restaurants nicht unter die Top fünfzig.

## **Die aktuelle Nummer eins ist der Italiener Massimo Bottura von der "Osteria Francescana" in Modena.**

Ein guter Bekannter von mir und einer der ganz wenigen Intellektuellen unter den visionären Spitzenköchen. Ihm gelingen künstlerische Geniestreiche, bei denen man sich fragt: Ist dies noch Essen oder schon etwas anderes, von dem wir noch gar nicht wissen, was es mit uns macht? Er bringt aber auch scheinbar simple, minimalistisch komprimierte Kompositionen auf den Tisch wie Pasta ohne Pasta.

### **Sie ahnen es: Hä?**

Pasta ohne Pasta ist wie Pizza ohne Pizza. Der Teig spielt für die Pizza keine Rolle. Was Sie brauchen, sind die Aromen von Tomaten, Käse, Oliven und Kräutern. Wenn Sie die schmecken, haben Sie das Gefühl, eine Pizza zu essen. Bottura hat eins der ganz wenigen Gerichte produziert, wo ich sage: Das ist ein kulinarisches Kunstwerk! Seine Inspiration waren schwarze Kugeln, die der italienische Künstler Lucio Fontana Ende der Fünfziger als Reaktion auf die Raumfahrt entworfen hat. Fontana fragte sich, welche Merkmale die Kugeln haben müssten, um Außerirdischen zu beweisen, dass menschliches Denken am Werk war. Seine Lösung war ein Schnitt in die Kugel. Bottura serviert Ihnen eine aufgeschnittene schwarze Kugel, in deren Innerem sich ein Stück Kalbszunge befindet. Sein Gericht nennt er "Tutte le lingue del mondo", also "Alle Sprachen dieser Welt" oder "Alle Zungen dieser Welt". Vor dieser Kreation verneige ich mich.

### **Kann Kochkunst Kunst werden?**

Wer weiß denn schon, was Kunst ist? Das ist eine flache, banale Diskussion. Kulinarik kann kunstähnliche Dimensionen haben, wenn sie in ästhetische und psychische Bereiche vorstößt wie im "Ultraviolett" von Paul Pairet in Shanghai. Sein Restaurant besteht aus einem Raum mit einem Tisch für zehn Gäste. Bevor Sie etwas zu essen bekommen, wird erst einmal ihr Kopf gefüttert. Das geht von Bildprojektionen an den Wänden über Düfte bis zu Musik. Ich habe mir mal ein Szenario ausgedacht: Sie essen Lamm. Die Projektionen zeigen niedliche Lämmer auf blümchenbestandenen Bergwiesen. Plötzlich wird auf hyperrealistische Schlachthauszenen umgeschaltet, und es ertönen verzweifelte Tierlaute. Mit diesem verstörenden assoziativen Kontext gelangen Sie vom Genussleben in die stressige Realität. Wahrnehmung springt in Erleben um. Das ist ein Brechtstangenbeispiel, aber man kann das sehr viel subtiler machen. In dieser Richtung liegt die Terra incognita der Kulinarik.

**Ein Glaubenssatz von Alain Ducasse lautet: "Ein guter Steinbutt mit einem schlechten Koch ist besser als ein schlechter Steinbutt mit einem guten Koch." Richtig?**

Es wird langsam Zeit, diese so plausibel klingenden Position zu relativieren. Die klassische französische Küche hat uns beigebracht, dass exzellente Gerichte nur mit Spitzenprodukten möglich sind. Dieses Prinzip wird irgendwann uninteressant, weil Sie in den Bereich von Hyperprodukten kommen, die nur in Paris zu kriegen sind. Bei einem Kochkünstler schwindet die Bedeutung der Produktqualität ein bisschen. Ein Huhn sauberer Qualität nimmt jede Zubereitung an. Mit einer sensationellen Idee können Sie es in etwas ziemlich Gutes verwandeln.

**Jeder fünfte Deutsche kocht nur einmal pro Woche selbst, elf Millionen Deutsche kochen nie, in jeder dritten Familie läuft beim Essen der Fernseher oder Computer.**

Für viele ist Essen eine ordinäre Verrichtung wie Verdauen. Dabei ist schlecht essen wie sich nicht waschen. Die Deutschen essen 800 Millionen Currywürste im Jahr. Diese darmgepressten Fleischabfälle sind nur dank einer Gewürzsauce genießbar, die nach dem Prinzip Keule angemischt wird. Ich führe seit Jahren einen Feldzug gegen gedopte Geschmacksbilder und werbe für aromatische Abrüstung.

Jamie Oliver zum Beispiel ist jemand, der grauenhaft grob würzt. Er hat überhaupt nicht im Griff, was er macht. Oder nehmen Sie diese furchtbaren Mirácoli-Spaghetti: Wenn Sie sich diese feurige Pampe reinhauen, wird Ihr Mund regelrecht tapeziert. Den Geschmack haben Sie noch zwei Stunden später auf der Zunge, und alles, was Sie zwischenzeitlich essen, ist mit Mirácoli parfümiert. Wer mit solchen extremen Überwürzungen angefixt wird, braucht immer mehr Dröhnung und ist über kurz oder lang für feinere Geschmacksbilder verloren. Spitzenküche ist für diese Leute langweilig, weil es dort wesentlich milder und differenzierter zugeht. Es heißt dann zu allem, es schmecke schlapp und fade. Das ist im Grunde eine zivilisatorische Katastrophe. Schuld an ihr ist der lange Arm der Lebensmittelindustrie. Sie züchtet mit ihren Überwürzungen Süchtige. Die Leute glauben, "McDonalds" und Co. seien nette Firmen, weil man sich dort so kinderfreundlich gibt. In Wahrheit werden dort die Junkies von morgen angefixt. Die frühe Bindung an überwürzte Mischaromen ist meist prägend fürs ganze Leben. Kinder lernen den Geschmack klarer, purer Aromen gar nicht erst kennen und finden deshalb zu keiner soliden Esskultur. Manchmal denke ich, das sollte justiziabel sein.

## **Überkommen Sie nach fast zwanzig Jahren Testesserei Überdruss und Ennui?**

Nein. Selbst wenn ich einen beliebigen Eck-Imbiss betrete, spüre ich die kindliche Aufregung und Neugier, was es denn jetzt wohl zu essen gibt. Mich interessiert auch, was in einer Mensa oder auf einer Autobahnraststätte auf den Tisch kommt. Da bestelle ich mit Wollust ein paniertes Fischfilet, weil ich wissen möchte, wie die das geregelt kriegen. Und dann liegt auf Ihrem Teller ein kartonähnliches Gebilde mit strammer Panierung. Sie schneiden es an, und der Fisch kommt Ihnen entgegengeläufig. Dann wissen Sie natürlich, was schon wieder alles passiert ist: Der Fisch kam frisch aus der Tiefkühltruhe und wurde zu schnell und zu heiß in der Fritteuse gegart. So kriegen Sie alles kaputt. Aber dann gibt es wieder Begegnungen mit Gerichten, die man am liebsten in einer Orgie enden lassen würde.

## "Is eh wurscht"

*Der ehemalige Wiener Bauunternehmer Richard Lugner, 83, genannt "Mörtel", über den Preis jahrzehntelangen Selbstmarketings, die Marotten internationaler Stars beim Wiener Opernball und seine fünfte Ehe – mit einer 57 Jahre jüngeren Frau*

Von Hauke Goos, Thomas Huetlin, DER SPIEGEL, 16.07.2016

Eine Wohnstraße am Stadtrand von Wien, ein eingewachsenes Haus, Hanglage: Hier lebt der einstige Bauunternehmer Richard Lugner mit Catherine, geborene Schmitz, seiner fünften Frau. Lugner nennt sie "Cathy". In der Doppelgarage zwei Autos: ein schwarzer Lexus (Wiener Kennzeichen BAU 100) und ein grauer Porsche Boxster (BAU 200), der Frau Lugner gehört, was man daran erkennt, dass hinten auf der Stoßstange ein Playboy-Bunny klebt. Das Garagentor öffnet sich, durch eine Seitentür kommen die Lugners heraus. Ein wenig unschlüssig laufen sie zwischen den Autos herum, dann steigt Cathy Lugner in den Lexus und fährt, ohne ein Wort zu sagen, davon.

Ihr Mann führt durch die Garage ins Haus. Ein großes Wohnzimmer, ein großartiger Blick auf Wien, im Garten ein Pool. An den Wänden Bilder: ein sehr farbenfrohes Lugner-Porträt, im Wohnzimmer Lugners Vater, in Uniform, im Esszimmer, über Eck, mehrere Fotos, die Cathy Lugner ausgesucht hat: Eines zeigt ihre Tochter, auf einem anderen ist sie selbst zu sehen, als Playboy-Bunny. Draußen plätschert ein Wasserfall, den man aber abschalten kann.

Cathy Lugner ist 26 Jahre alt, Richard Lugner wird im Oktober 84. Bei der österreichischen Bundespräsidentenwahl ist er als parteiloser Kandidat angetreten, unterstützt von seiner Frau. Sein Wahlslogan: Der Kasperl gewinnt immer. Er erhielt 2,3 Prozent.

**SPIEGEL:** Herr Lugner, dass Sie Bundespräsident werden, das haben Sie doch selbst nicht geglaubt.

**Lugner:** Das kann man sehen, wie man will. Heute bin ich froh, dass ich's nicht geworden bin.

**SPIEGEL:** Wie kamen Sie überhaupt darauf zu kandidieren?

**Lugner:** Ich wollte gar nicht antreten, um das klarzustellen. Ich war voriges Jahr mit meiner Frau auf den Malediven, und da ruft mich eine Tageszeitung an und sagt: Die Frau Griss tritt an und sonst niemand. Wollen Sie nicht antreten? Sag ich: Auf gar keinen Fall. Am nächsten Tag liest das meine Frau in der Zeitung und sagt: Du, es kann doch nicht sein, dass die Frau Griss, die mal unsere oberste Richterin war, Bundespräsident werden will und sonst niemand. Wir haben dann diskutiert, und dann hab ich die Zeitung angerufen und gesagt: Na ja, ich werd vielleicht doch antreten.

**SPIEGEL:** Auf einer Liste der reichsten Österreicher landen Sie auf Platz 97. Wie viel Geld haben Sie?

**Lugner:** Man stuft mich irgendwie mit 150 Millionen ein.

**SPIEGEL:** Jedenfalls sind Sie einer der bekanntesten Österreicher.

**Lugner:** Ich weiß es nicht. Es gibt Niki Lauda ... Der Mateschitz ist bekannt, dem Red Bull gehört, aber der ist in der Öffentlichkeit nicht präsent. Da gibt's den Schwarzenegger, aber dann komm bald ich.

**SPIEGEL:** Sie haben 65 Millionen Euro Schulden.

**Lugner:** Na, wenn mein Einkaufszentrum, die Lugner-City, nach Gutachten rund 180 Millionen wert ist, und 65 davon sind Schulden, dann ist alles gut.

**SPIEGEL:** Ihr Spitzname ist "Mörtel", weil Sie früher den Beruf des Bauunternehmers ausübten. Wem verdanken Sie den Namen "Mörtel"?

**Lugner:** Dem Michael Jeannée, das war der Society-Reporter von der "Kronen-Zeitung". Der hat den Namen erfunden. Jeannée brauchte immer Distanz zu den Leuten, mit denen er zu tun hatte; vermutlich war es für ihn leichter, böse über mich zu schreiben, wenn er mich "Mörtel" nannte. Er brauchte genauso Distanz wie der grausliche Karikaturist Manfred Deix, der vor Kurzem gestorben ist.

**SPIEGEL:** Was hat Deix mit Ihnen zu tun?

**Lugner:** Es gibt ein Bild von ihm, da sitzt meine Tochter mit einem Bauhelm, meine Frau Mausi, mit Klunkern an der Hand, die hält mich so. Und im Hintergrund die Wiener Gesellschaft. Ich habe den Deix mal gefragt: Können Sie nicht ein hübscheres Bild für mich machen? Und da hat er gesagt: Herr Lugner, ich bin Karikaturist. Ich brauche a Distanz, und ich kann von Ihnen keinen Auftrag übernehmen, sonst bin ich in Zukunft befangen.

Lugner hat sich bis hierher Notizen gemacht, eine Liste von Dingen, Zeichnungen, Artikeln, die wir bittschön unbedingt brauchen und die er schicken wird. Jetzt ruft er in seinem Büro an. Dort, sagt er, hängt die Deix-Karikatur, jene mit Lugner und seiner vierten Ehefrau, die er "Mausi" nannte und von der er inzwischen geschieden ist. Die Sekretärin soll ihm das Bild aufs Handy schicken.

**SPIEGEL:** Ihr Ruhm hat weniger damit zu tun, dass Sie große Bauwerke geschaffen hätten, als vielmehr damit, dass man Sie ständig beim Opernball sieht. Seit 1992 treten Sie dort mit einem Stargast auf. Warum ist Ihnen der Opernball so wichtig?

**Lugner:** Ich habe die Lugner-City 1990 eröffnet, mein Einkaufszentrum. Ich brauchte dringend Werbung.

Lugners Handy klingelt. Cathy ist dran, seine Frau. Es geht um den Auftrag, den Lugner seiner Sekretärin gegeben hat. Warum die Sekretärin die Karikatur vom Deix schicken solle, fragt seine Frau. Lugner wird leise, murmelt, seufzt.

Nachdem er aufgelegt hat, erklärt er, seine Frau habe etwas dagegen, dass er Karikaturen herausgeben möchte, auf denen seine Exfrau zu sehen ist. Dann klingelt das Telefon erneut. Lugner hört zu, sagt "ja" und "guat" und "bitte", dann legt er auf. Die Karikatur ist weg, sagt er dann. Die berühmte Deix-Karikatur. Die habe seine Frau aus dem Vorzimmer abgehängt.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**SPIEGEL:** Sie haben mit dem Opernball Prominente nach Wien gelockt, um für ein Einkaufszentrum Werbung zu machen. Wie haben Sie Harry Belafonte gekriegt, Ihren ersten Gast?

**Lugner:** Der ORF hat mich angerufen und gesagt: Der Harry Belafonte ist für "Jubel, Trubel, Heiterkeit" in Wien, wir suchen jemand, der den Flug bezahlt. Und da hab ich gesagt: Gut, mach ich. Hat 100 000 Schilling gekostet, nach heutigem Geld 7000 Euro. Der Belafonte ist aber nicht lange geblieben, der hat ein Rendez-vous gehabt. Ich habe ihn zum Auto begleitet, da war ein hübsches Mädchen drin. Der war nur eine Stunde auf dem Opernball.

**SPIEGEL:** Macht der Opernball eigentlich Spaß?

**Lugner:** Des is a harte Arbeit. Ballvergnügen ist da nix.

**SPIEGEL:** Was ist anstrengend daran?

**Lugner:** Es ist ja so: Ich miete eine Loge, in der ich der Gastgeber bin. Gleichzeitig muss ich das Ganze organisieren. Ich kenne den ganzen Ablauf, alle Termine meiner Gäste, alle Wünsche der Prominenten, die ich einlade: Braucht die eine halbe Stunde länger, bis sie zum Essen kommt? Eine Stunde länger? Oder kommt sie gar nicht? Das ist jedes Mal anders. Aber es ist immer kompliziert.

**SPIEGEL:** Und nach dem Essen?

**Lugner:** Dann geht man mit der eventuell tanzen. Mit der Hälfte war ich tanzen. Voriges Jahr war ich mit der ... Mit der Exfreundin vom George Clooney ... Wie hat die geheißen?

**SPIEGEL:** Sie meinen die Schauspielerin Elisabetta Canalis.

**Lugner:** Ich hab mit ihr getanzt, und sie hebt die Hand, und da springt ihr der Busen raus. Rundherum drei, vier Fernsehsender, zehn Fotografen. Die haben einen Ring gebildet, dass wir tanzen konnten.

**SPIEGEL:** Unter Werbegesichtspunkten: eher großartig, oder?

**Lugner:** Sie hat's gar nicht bemerkt. Ich hab's ihr gesagt – Sie hat keine große Freude damit gehabt.

**SPIEGEL:** Wie lange muss man sich erholen vom Opernball?

**Lugner:** So schlimm ist's net. Die Gäste gehen um zwölf, eins, und dann kommen verschiedene Bekannte und Medien zu mir in die Loge, dann tanz ich mit meiner Frau, und um drei oder was geht man auch heim.

**SPIEGEL:** Gibt es etwas, was Sie gelernt haben von Ihren Gästen?

**Lugner:** Na, zum Beispiel die Sophia Loren, die hatte keine Unterwäsche an. Ich hab's selbst nicht gesehen, bis die Modejournalistin vom "Kurier" vorbeikam und sagte: Die hat keine Unterwäsche an. Die hat sich nackt ins Kleid einnähen lassen.

**SPIEGEL:** Und der Lerneffekt?

**Lugner:** Na ja, dass es auch ohne Unterwäsche geht im Leben. Schlimm ist es, wenn Leute aber auch noch dauernd Sex haben müssen, wenn ich sie doch eigentlich nur für mein Einkaufszentrum buche. So wie die Grace Jones. Die war schwierig.

**SPIEGEL:** Warum?

**Lugner:** Sie hat sich zehn Tage vor dem Opernball in einen Belgier verliebt und ihn gleich mitgebracht. In der Fürstensuite im Imperial gibt's hinten eine Tür fürs Personal, wo man die Schuhe rausholt und die Kleider, und die war offen, die Tür. Und da haben wir hineingehört und gehört, wie sie mit dem Freund Sex gemacht hat.

**SPIEGEL:** Was haben Sie dann gemacht? Sagt man da: Frau Jones, können Sie jetzt mal bitte aufhören mit dem Sex, wir haben einen Vertrag?

**Lugner:** Das haben wir nicht gemacht. So bin i net. Bringt ja auch nix. Später war sie in der Loge, da kann man einen Vorhang zuziehen, davor steht die Security. Und sie hat den Vorhang vorgezogen, und dann hat sie da wieder Sex gemacht. Später wollt sie sich noch amal umziehen, das habe ich aber verhindert.

**SPIEGEL:** Das klingt nach Arbeit. Müssen Sie lange ackern, damit Prominente überhaupt auf den Opernball kommen?

**Lugner:** Schauen S'. Mir werden Leute angeboten, ununterbrochen, von unseriösen und seriösen Agenturen. Das Problem ist: Sie zahlen, und das Geld ist weg. Das ist mir auch schon passiert.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**SPIEGEL:** Wer kam nicht?

**Lugner:** Die Lindsay Lohan zum Beispiel. Inzwischen haben wir fünf Säumnisurteile. Die Lohan ist momentan in London und tritt im Theater auf, alles sehr mysteriös. Und jetzt werden wir im Theater Exekution führen bei ihr.

**SPIEGEL:** Was heißt das? Taschenpfändung?

**Lugner:** Na, was halt möglich ist.

**SPIEGEL:** War Grace Jones Ihr schwierigster Gast?

**Lugner:** Mit der Paris Hilton war es auch nicht leicht. Sie ist mit einem Tross von Leuten gekommen, die haben einen ganzen Stock im Hilton gehabt. Meine Frau hat von irgendwem Ski gekriegt, die wollte sie der Paris Hilton geben. Aber das Management hat gesagt, das kommt nicht infrage. Geschenke nimmt die Paris Hilton nur an, wenn vorher gezahlt wird.

**SPIEGEL:** Zahlen Sie für das Engagement vorher oder nachher?

**Lugner:** Sie, die kommen net, wenn Sie's net vorher zahlen. Wir haben voriges Jahr zum Beispiel das Geld bei einem Anwalt deponiert. Das ist alles schwierig. Das ist nicht so einfach.

**SPIEGEL:** Und? Ist das gut investiertes Geld?

**Lugner:** Es ist mein größter Werbeeffect, und deswegen kennt man mich zum Beispiel in Deutschland.

**SPIEGEL:** Sie haben einmal vorgerechnet: Der Opernball kostet Sie 150 000 Euro, und Ihr Marktwert, durch die Werbung, durch die Berichterstattung, liegt bei 15 Millionen. Wie kommen Sie darauf?

**Lugner:** Der Marktwert wird so gerechnet, dass alles, was über mich in den Zeitungen steht, zum Annoncenwert gerechnet wird.

"Wollen S' an Kaffee?", fragt Lugner jetzt. Er habe so ein schönes Service. Das Service ist handgemalt, auf jedem Stück sind zwei Vögel. Lugner bestellt den Kaffee bei seiner Haushälterin, die sich seit 1993 um ihn kümmert. Plötzlich öffnet sich die

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wohnungstür, und seine Frau stürmt herein. Sie fragt ihn, ob er das Gespräch für fünf Minuten unterbrechen könne. Sie müsse mal mit ihm reden.

Die beiden verschwinden in der Küche. Durch die Wand ist zu hören, wie sie ihm Vorhaltungen macht wegen der Karikatur.

Dann taucht Lugner wieder auf, allein. "Brauchen S' ein Bild von meiner Frau auch?", fragt er. "Sie ist wegen dem Bild böse", sagt Lugner dann, und schließlich: "Is eh wurscht."

Die Küchentür öffnet sich, Cathy Lugner kommt heraus, geht durchs Zimmer zur Wohnungstür. Auf unsere Frage, ob unser Fotograf ein Bild von ihr machen solle, wie ihr Mann vorgeschlagen hat, antwortet sie nicht. Sie zieht die Haustür von außen zu.

**SPIEGEL:** Ihre Frau ist jetzt extra vom Büro zurückgefahren, hierher, um mit Ihnen zu streiten?

**Lugner:** Um mir zu sagen, warum ich das gemacht habe und warum ich mit ihr verheiratet bin. Aber gut. Ich hab halt eine gewisse Vergangenheit, die öffentlich ist, das ist der Unterschied. Sie ist halt nicht gut drauf.

**SPIEGEL:** Es gibt aber schon auch Tage, wo sie besser drauf ist?

**Lugner:** Sicher, ja. Wir hatten vorhin mit dem Gärtner ... da gab's halt auch Diskussionen, was sie will und was ich will.

**SPIEGEL:** Wie haben Sie sich eigentlich kennengelernt?

**Lugner:** Sie ist einmal aufgetaucht vor drei Jahren als Playmate und hat ein Foto gemacht. Ein Jahr später haben wir uns wiedergesehen. Da hab ich gesagt: Ich hab für Samstag zwei Karten für eine Operette, das hat ihr gut gefallen. Und dann sind wir noch in eine Bar gegangen, und dann haben wir aneinander Gefallen gefunden.

**SPIEGEL:** Dass Ihre Frau Playmate war – stört Sie das? Oder macht Sie das stolz?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Lugner:** Sie war ja vorher Krankenschwester. Sie selbst aber ist stolz, dass sie im "Playboy" war, gar keine Frage. Sie war auch voriges Jahr in Amerika und hat den Hugh Hefner getroffen.

**SPIEGEL:** Waren Sie dabei?

**Lugner:** Ich war net dabei. Das war eine Woche vor dem Opernball, da hab ich keine Zeit gehabt.

**SPIEGEL:** Würden Sie sich als Playboy bezeichnen?

**Lugner:** Ich glaub nicht. Irgendein deutscher Sender wollte uns zusammenbringen: den Hefner, dann den aus Berlin, den Rolf Eden, und mich. Aber ein Playboy bin ich nicht.

**SPIEGEL:** Wie würden Sie's bezeichnen? Fünfmal verheiratet, Sie haben immer deutlich jüngere Frauen ...

**Lugner:** Ich bin ein Geschäftsmann.

**SPIEGEL:** Zahlen Sie Ihrer Frau ein Gehalt?

**Lugner:** Ja freilich, die arbeitet ja bei mir in der Firma.

**SPIEGEL:** Bei Ihrer letzten Ehe konnte man das Gefühl bekommen, Sie unterscheiden nicht zwischen positiver und negativer PR, sondern alles ist PR. In Ihrer Fernsehsendung "Diese Lugners" stritten Sie sich recht oft mit Ihrer damaligen Frau.

**Lugner:** Die Einschaltquoten waren immer gut. Wir haben tolle Reisen gemacht. Wir sind nach Bali geflogen, die haben Businessclass-Flüge gezahlt, super Hotel, wir hatten drei Suiten, jede mit Schwimmbad.

**SPIEGEL:** Es gibt aus dieser Reihe eine Szene aus Rio, da streiten Sie mit Ihrer Exfrau, der Kameramann sagt: Moment, Band ist alle, Sie hören auf zu streiten, er legt eine neue Kassette ein, und es geht fließend weiter.

**Lugner:** Des kann schon sein. Es wird natürlich immer wieder versucht, etwas zu machen, wo ein Streit herauskommt, weil's der Sender halt haben will.

**SPIEGEL:** Alles für die Quote?

**Lugner:** Ja, aber ich bin kein Liebhaber von Streiten.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**SPIEGEL:** Wenn Sie alles machen vor der Kamera – gibt's eine Grenze? Dinge, die Ihnen peinlich sind? Wo Sie später sagen: Das hätte ich besser nicht gemacht?

**Lugner:** Ich mache nicht alles. Was ich nicht will, das mach ich nicht. Aber wenn's Streitereien gibt, die so hochgeschaukelt werden – das gefällt mir nicht, aber das Fernsehen lebt ja davon, dass es diese Szenen drinnen hat. Deswegen lass ich es drinnen. Ich habe eine relativ dicke Haut.

**SPIEGEL:** Gibt es einen privaten Lugner? Einen, der anders ist als der, den wir im Fernsehen sehen?

**Lugner:** Na ja. Was mir bei meiner jetzigen Frau Cathy nicht wirklich gelingt, das ist der Kontakt zu ihrer Tochter. Cathy ist eine alleinerziehende Mutter, alleinerziehende Mütter stellen ihr Kind in den Mittelpunkt.

**SPIEGEL:** Wie alt ist die Tochter?

**Lugner:** Acht. Die wohnt hier, die schläft sogar in der Mitte von unserem Bett jede Nacht. Im Urlaub und überall. Grundsätzlich von 365 Tagen im Jahr, sagen wir, 350. Sechs Tage in der Woche sicher, meistens siebene.

**SPIEGEL:** Sie sind ein erfolgreicher Geschäftsmann. Sind Sie es nicht gewohnt, Dinge, die Sie stören, zu ändern?

**Lugner:** Ja, eh, aber das funktioniert im Privatleben nie.

**SPIEGEL:** Ihre Söhne schätzen die Öffentlichkeit nicht so sehr wie Sie.

**Lugner:** Meine Söhne wollen die PR nicht. Der eine hat eine kleine Baufirma. Ich selber hatte eine große Baufirma, aber die haben die Söhne nicht gewollt, deshalb habe ich sie zugesperrt. Alle meine Kinder sind nicht sehr für PR zu haben.

**SPIEGEL:** Warum nicht?

**Lugner:** Weil Kinder grundsätzlich vieles anders machen wollen als die Eltern. Die wollen's besser machen, anders machen. Das ist einfach so.

**SPIEGEL:** Wenn Sie die Möglichkeit hätten, Ihrem 1943 in der Sowjetunion verschollenen Vater Ihr Leben zu zeigen – worauf würde Ihre Wahl fallen?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Lugner:** Die Lugner-City ist mein Lieblingsprojekt. Das Tolle ist, dass die Lugner-City meinen Namen trägt. Es gibt ja kein anderes Einkaufszentrum, wo der Eigentümer und der Zentrumsname identisch sind. Und die Fernsehauftritte? Das ist lustig. Dass ich negativ herauskomme, ist halt so.

**SPIEGEL:** Wen spielen Sie im Fernsehen?

**Lugner:** Ich spiele grundsätzlich immer den Lugner. Ich hab zum Beispiel auch im Burgtheater mal gespielt. Es war die letzte Inszenierung vom Peymann, ich war der Kaiser Franz Joseph und am Ende der Lugner.

**SPIEGEL:** Sie haben in den Wahlveranstaltungen selbstironisch gesagt, Sie seien "a Kasperl".

**Lugner:** Es gibt die Fernsehsendung "Wir sind Kaiser", da trete ich seit Jahren als Verschiedenes auf und komme nicht zum Kaiser hinein. Da war ich als Queen Elizabeth, als Napoleon, als Cäsar und, ich glaube, als Fidel Castro. Die Österreicher haben mich irgendwann mit dieser Rolle identifiziert, jetzt halten sie mich wirklich für einen Kasperl.

**SPIEGEL:** Warum lassen die Drehbuchschreiber Sie nicht zum Kaiser?

**Lugner:** Ich war jetzt drinnen, anlässlich der Fußball Europameisterschaft. Ich musste als Pudel hineingehen.

**SPIEGEL:** Und was haben Sie gesagt zum Kaiser?

**Lugner:** Ja, gar nichts, es war nicht vorgesehen, dass ich etwas sagen soll.

**SPIEGEL:** Sie werden 84. Denken Sie manchmal über Ihren Tod nach?

**Lugner:** Überhaupt net. Das ist was Negatives, mit so was befass ich mich nicht.

**SPIEGEL:** Sie sind ja Baumeister. Haben Sie schon Ihre letzte Ruhestätte entworfen? Zentralfriedhof oder eigener Garten?

**Lugner:** Ich würde eher sagen: gleich unten, wo die Kirche ist, da ist ein Friedhof, vielleicht dort einmal.

**SPIEGEL:** Was soll auf dem Grabstein stehen?

**Lugner:** Lugner.

**SPIEGEL:** Herr Lugner, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



## Sie kennen unseren Schmutz. Kennen sie auch uns? Ein Gespräch mit vier Putzkräften

*Ein Küchentisch in Berlin-Neukölln, darauf Kaffee und belegte Brötchen. Um ihn herum sitzen drei Reinigungskräfte der Vermittlungsplattform Book a Tiger. Die vierte kommt nach ein paar Minuten hereingestürmt: Angelika. Sie ist die Dienstälteste am Tisch und hat nach der Wende große Putzkolonnen beaufsichtigt. Ihr gegenüber sitzt Hanife, eine junge Frau, die von Krankenschwester auf Reinigungskraft umgesattelt hat, weil sie so besser verdient. Außerdem mit dabei: die 26-jährige Alexandra aus Ungarn und Christoph aus Polen, eigentlich Künstler – und der einzige Mann in der Runde. Ihre Kunden duzen sie. Völlig okay, sagen die vier. Auch in der Zeitung möchten sie ihre Nachnamen lieber nicht lesen. Was sie eint: Sie machen ihren Job gerne. Jeder von ihnen wird auf der Internetplattform mit Bestnote bewertet.*

Von Anita Blasberg und Stefanie Flamm, DIE ZEIT, 07.01.2016

**DIE ZEIT:** Wir müssen das Gespräch mit einem Geständnis beginnen: Wir sind unseren Reinigungskräften gegenüber ein wenig befangen, wie vermutlich die meisten Deutschen. Wenn wir Sie sehen, haben wir ein schlechtes Gewissen.

**Alexandra:** Weil es schmutzig bei Ihnen ist? Da machen Sie sich mal keine Gedanken: Sie haben uns doch zum Saubermachen bestellt.

**ZEIT:** Vielleicht ist es uns peinlich, dass wir es selbst nicht hinbekommen.

**Hanife:** Sie sind ja süß. Sie schämen sich, dass Sie uns den Dreck wegmachen lassen. Aber da sind Sie nicht allein: Ich habe Kunden, die putzen sogar vor.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Angelika:** Ich bewerte meine Kunden doch nicht, so nach dem Motto: Wie das schon wieder hinterm Bett aussieht!

**Christoph:** Wir putzen Leuten die Wohnung, die das alleine nicht hinkriegen. Dafür bekommen wir unser Geld. Wo ist da das Problem?

**Hanife:** Ich merke schon, dass wir die Leute stressen. Aber es gibt ja auch andere. Eine Zeit lang habe ich bei einem Kerl saubergemacht, der nicht einmal die Klospülung gedrückt hat, bevor ich kam. Das sollte ich dann machen.

**ZEIT:** Wenn Sie zum ersten Mal eine Wohnung betreten – worauf achten Sie?

**Alexandra:** Wie viele Quadratmeter die Wohnung hat.

**Hanife:** Wie viele Bäder es gibt. Wenn es mehr als drei sind, kommt man selten mit der veranschlagten Zeit zurecht.

**Christoph:** Ich frage mich, was das für Menschen sind, die da leben. In so einer Wohnung spiegelt sich ganz viel, nicht nur, ob einer reinlich ist oder nachlässig.

**ZEIT:** Sie schätzen also nicht nur, wie viel Arbeit Sie erwartet, Sie versuchen auch, uns zu durchschauen?

**Christoph:** Es gibt Leute, die leben in superriesigen Räumen, in denen fast nichts steht, die brauchen offenbar viel Platz. Andere haben überall Kram rumstehen, da weiß man nicht, wie die sich darin bewegen. Das sind die Sammler. Wieder andere haben eine innere Hemmung, die Dinge dorthin zu stellen, wo sie hingehören. Das zu beobachten ist interessant.

**Hanife:** Stimmt. Ich guck mir zum Beispiel auch an, wie einer die Zahnpastatube ausdrückt. Da sieht man gleich, ob das eher ein systematischer oder ein chaotischer Mensch ist. Die Supergestressten machen nicht einmal die Tube zu. Aber man liegt mit seinen Mutmaßungen auch schon mal daneben. Die gepflegtesten Männer – Fusselbürste, gebügelte Hemden, polierte Schuhe – wohnen in den schlimmsten Messie-Buden. Wenn ich die morgens auf der Türschwelle sehe, frage ich mich oft: Wie bist du da so proper rausgekommen? Wohnen interessiert die offenbar nicht, deren Leben findet woanders statt.

**ZEIT:** Klingt, als kommen Sie der deutsche Seele ziemlich nah.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Christoph:** Stimmt. Aber da fühle ich mich wie ein Psychologe dem Schweigen verpflichtet. Ich bin bei Leuten zu Hause, die mich um Hilfe gebeten haben. Die seelische Verfassung meiner Kunden geht niemanden was an.

**Alexandra:** Bei den meisten Leuten bekommt man aber schon mit, was ihnen wichtig ist. Gibt es Bücher? Frische Blumen? Ist der Balkon bepflanzt, oder stehen dort die leeren Flaschen? Bei einer meiner Kundinnen wusste ich nach dem ersten Blick ins Regal: Die ist Mathelehrerin.

**Angelika:** Auch euch Journalisten erkennt man sofort – an dem vielen Papier, das in der Wohnung rumfliegt. Das ist wirklich bemerkenswert. Im Arbeitszimmer steht ein großer Schreibtisch voller Blätter, daneben oft noch ein kleinerer Tisch, der genauso aussieht. Und das geht dann in jedem Raum so weiter. Überall Zeitungen und Papier, das nach dem Reinemachen genauso daliegen soll.

**ZEIT:** Ist es eigentlich grundsätzlich schwierig, die Ordnungssysteme anderer Menschen zu verstehen?

**Angelika:** Wenn ich neu bei einer Familie bin, räume ich nie die Spülmaschine aus. Das hat keinen Zweck, solange du nicht weißt, wohin die Sachen gehören. Aber in den meisten Haushalten bekommt man schnell ein Gespür für die Systematik. Das hat was mit Intuition zu tun.

**Christoph:** Schwierig wird's, wenn ein Ordnungssystem gar nicht als solches zu erkennen ist. Bei einer Kundin hätte ich geschworen, dass sie ihre Kosmetikartikel einfach irgendwie im Bad verstreut, weshalb ich mich beim Säubern nicht weiter darum gekümmert habe, was wo steht. Dann hat die Kundin mich aber darum gebeten, bitte alles wieder genau dorthin zu räumen, wo es stand. Das kostet mich wahnsinnig viel Zeit, aber ihr ist das wichtig.

**Angelika:** Bei solchen Leuten mach ich Fotos, dann kann ich hinterher abgleichen. Ich habe eine Zeit lang die Wohnung eines bekannten Politikers geputzt. Dessen Frau war eine sehr anspruchsvolle Kundin: In den ersten Wochen hab ich immer die Türen zur Diele geschlossen, wie ich das bei mir zu Hause auch mache. Das war aber falsch. Die Türen mussten in einem Winkel von 45 Grad offen stehen. Da musst du erst mal drauf kommen!

**Hanife:** Ich habe mal in einem Esoteriker-Haushalt die Asche von den Räucherstäbchen weggewischt. Woher sollte ich wissen, dass die gesegnet ist? Als Raumkosmetikerin denkt man ja nur: Das ist Dreck, das muss weg.

**ZEIT:** Einigen Kunden kann man es offenbar schwer recht machen. Wer ist eigentlich anstrengender: Leute mit oder Leute ohne viel Geld?

**Christoph:** Wohlhabende haben meistens mehr Platz, da putzt es sich leichter.

**Hanife:** Aber die mit viel Geld sind geiziger mit den Stunden. Ich habe gerade erst bei einer sehr wohlhabenden Familie gekündigt, weil die mich systematisch übers Ohr gehauen hat. Immer wieder hieß es: Die Kinder kommen heute früher, kannst du bitte versuchen, die Arbeit von fünf Stunden ausnahmsweise in drei zu erledigen. Und obwohl wir die Absprache hatten, dass ich trotzdem die fünf Stunden bezahlt bekomme, gab's am Ende nur Geld für drei.

**Angelika:** So was ist mir noch nie passiert, aber ich putze grundsätzlich nicht unter vier Stunden, weil sich das für mich mit der Anreise sonst nicht rentiert. Da kommt keiner auf die Idee zu verhandeln. Aber wer gibt mir Trinkgeld? Eigentlich nur Leute, von denen ich weiß, dass die am Ende des Monats auch schauen müssen, ob noch genug Geld da ist. Manchmal ist mir das richtig unangenehm.

**ZEIT:** Haben Sie dafür eine Erklärung?

**Hanife:** Ich denke, es ist eine Frage der Haltung: Für die einen sind wir eine willkommene Hilfe, der man dankbar ist und so halbwegs auf Augenhöhe begegnet. Für die anderen sind wir eher das Personal, auf das man herabschaut. Vor allem Diplomategattinnen legen Wert auf große Distanz. Und die haben auch am meisten zu meckern.

**ZEIT:** Eine grundsätzliche Frage: Wie werden Sie eigentlich am liebsten genannt? Ist Putzfrau in Ordnung?

**Angelika:** Nee, das klingt abwertend, finde ich.

**Alexandra:** Ich sehe mich auch eher als Raumpflegerin.

**Hanife:** Raumkosmetikerin ist hübsch.

**ZEIT:** Darf man Sie kritisieren, oder nehmen Sie das persönlich?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Angelika:** Wenn der Ton stimmt, darf man alles sagen. Die Bewohner kennen ihre Wohnungen ja auch besser als wir. Und bevor sich einer ärgert, dass ich nicht jede Woche oben auf den Schränken wische, bekomme ich das lieber gesagt. Ich fühle mich dann ernst genommen.

**Hanife:** Ich find's sogar okay, wenn die Kunden beim ersten Mal zuschauen, wie ich den Natursteinboden oder das teure Hochglanzparkett wische. Leute, die ihren Wohlstand hart erarbeitet haben, sind ja oft sehr pingelig. Das kann ich gut nachvollziehen. Aber der Ton muss stimmen.

**ZEIT:** Was ist Ihnen lieber: Wenn man Sie gewähren lässt oder Ihnen konkrete Aufgaben gibt?

**Angelika:** Je konkreter die Ansage, desto besser: »Heute mal die Schränke sortieren!« Oder: »Fangen Sie bitte im Bad an, ich hab noch in der Küche zu tun.«

**Hanife:** Im Bad anfangen? Das geht gar nicht! Als gelernte Krankenschwester würde ich das ablehnen. Man trägt die Bakterien vom Bad in die ganze Wohnung!

**Angelika:** Mach ich nicht, weil ich ja verschiedenfarbige Lappen benutze! Eine Farbe fürs Bad, eine für die Küche, eine für den Rest. Dann kommt man gar nicht erst durcheinander.

**ZEIT:** Interessieren Sie sich für die Einrichtung?

**Christoph:** Ich habe Kunst studiert und als Designer gearbeitet, da gefallen mir moderne Wohnungen mit Glas und Stahl natürlich gut. Klar macht es Spaß, eine schöne Wohnung noch schöner zu machen!

**Hanife:** Was ist denn eine schöne Wohnung? Ganz ehrlich, es sieht heute doch fast überall aus wie im Ikea-Katalog, auch wenn die Möbel vielleicht gar nicht von Ikea, sondern aus einem teuren Designgeschäft sind. Alles so karg und unpersönlich. Da freue ich mich, wenn einer ein olles Sofa da stehen hat oder an der Wand statt der üblichen Kunstdrucke gerahmte Kinderkritzeleien hängen. Da kann ich mir ein Bild von der Familie machen. Denn Fotos gibt's bei den Deutschen ja auch schon lange keine mehr.

**ZEIT:** Was, glauben Sie, ist das liebste Zimmer der Deutschen?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Angelika:** Das Wohnzimmer, denke ich.

**Hanife:** Nee, die Zeiten sind vorbei. Heutzutage versammelt sich die Familie nicht mehr abends vor dem Fernseher, viele haben ja gar keinen mehr. Ich glaube, dass sich das Leben in der Küche abspielt. Dort steht der große Tisch, dort liegen das ganze Kinderspielzeug und die Bücher.

**Alexandra:** Ich habe auch den Eindruck, dass die Deutschen in der Küche wohnen. Was lustig ist, weil sie gar nicht mehr kochen.

**ZEIT:** Woher wissen Sie das?

**Alexandra:** Bei meinen Kunden ist das Altpapier immer voll leerer Pizzakartons.

**Angelika:** Und die Schränke voller Fertiggerichte und Konserven! Die Frauen von heute müssen ja alle arbeiten, die schaffen ihren Haushalt nicht mehr. Vielleicht wollen sie auch nicht. Keine Ahnung. Ich habe früher neben der Arbeit ganz selbstverständlich gekocht und geschrubbt. Oft erst in der Nacht. Aber das tut sich heute keine mehr an.

**Hanife:** Die Prioritäten sind völlig andere. Den meisten ist die Karriere wichtiger als das Familienleben. Die sind einfach kaum noch zu Hause.

**Alexandra:** Das klingt jetzt kritisch.

**Hanife:** Na ja, ich kenn es halt anders. Ich bin in einer klassischen türkischen Großfamilie aufgewachsen, es ist immer jemand daheim. Und man ist auch immer auf Besuch gefasst. Da ist es sauber und der Kühlschrank gut gefüllt, um jederzeit Gäste bewirten zu können. Der deutsche Kühlschrank war für mich erst mal ein Kulturschock.

**ZEIT:** Inwiefern?

**Hanife:** Bei uns darf da jeder ran, es stehen frische Säfte, aufgeschnittenes Obst, kleine Snacks drin. In Deutschland ist er eher ein Tresor für Speisereste, die vor sich hin gammeln. Was mir da manchmal für ein Geruch entgegenschlägt! Ich frag mich immer: Riecht ihr das nicht?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**ZEIT:** Die Deutschen sind ja ziemlich stolz auf ihre Ordnung und Sauberkeit. Ein Irrtum?

**Alexandra:** Aber hallo! In Ungarn, wo ich aufgewachsen bin, wäre es undenkbar, dass man in Küche und Bad eine Woche lang den Dreck sammelt, bis die Putzkraft kommt. Da wird jeden Tag gewischt.

**Hanife:** Die vermoderten Haare in den Abflüssen sind schlimm! Kaum ein Deutscher kommt auf die Idee, die einfach zu entfernen. Ich verschenke auch oft Fensterabzieher fürs Bad. Wenn ich sage: »Damit machen wir in der Türkei die Kacheln nach dem Duschen trocken, damit keine Kalkreste bleiben«, schauen die mich ganz ungläubig an. »Echt? Jeden Tag?«

**ZEIT:** Gibt es irgendetwas, was Sie Ihren Kunden schon immer mal sagen wollten?

**Hanife:** Ihr macht uns Post-its, worauf wir achten sollen – macht euch doch auch mal welche! Jeder muss an sich arbeiten, in jedem Alter.

**Alexandra:** Ich putze bei Leuten, deren Staubsauger älter ist als ich. Alles, was ich vorne aufsauge, fliegt hinten wieder raus. Wenn ich eine Neuanschaffung vorschlage, höre ich oft: »Also, bei mir läuft der prima!«

**Christoph:** Ich frage mich, wie diese Nachlässigkeit im Alltag mit dem deutschen Effizienzdenken zusammengeht. Ich habe gelegentlich mit Backöfen und Herden zu tun, an denen der Dreck schon festgerostet ist. Hätte da jemand gleich nach dem Kochen mal drübergewischt, wäre das eine Sache von zwei Minuten gewesen. Wenn das erst mal alles eingetrocknet ist, bin ich eine Stunde beschäftigt.

**Angelika:** Ich möchte jetzt aber nicht, dass in der Zeitung steht: Die Deutschen sind nicht sauber. Es gibt halt überall Leute, die keine Kinderstube haben.

**ZEIT:** Wie meinen Sie das?

**Angelika:** Nach der Wende, als ich als Objektleiterin noch diverse Putzkolonnen angeleitet habe, habe ich wirklich oft an mich halten müssen. In den Schulen sieht es am schlimmsten aus. Und das ist ja auch kein Wunder: Die Lehrer, die den Schülern

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

eigentlich Sauberkeit beibringen sollten, sind manchmal die größten Ferkel. Sie haben keine Vorstellung davon, wie das unter deren Tischen aussieht!

**Hanife:** Büros und öffentliche Gebäude sind ein Sonderfall. Die Leute dort sehen uns nicht. Deshalb ist denen vor uns auch nichts peinlich.

**ZEIT:** Gibt es Dinge, die Sie nicht machen, weil es Sie zu sehr ekelt?

**Angelika:** Toiletten finde ich schwierig, aber wer braucht eine Reinigungskraft, die sich zu fein fürs Klo ist? Mit Handschuhen bis zu den Ellbogen geht es. Da greif ich bis unter den Trap, wo ja der meiste Dreck hängt.

**Hanife:** Ich kann den Geruch von Katzen nicht ertragen und arbeite grundsätzlich nicht in Haushalten mit Katzen. Kühlschränke mache ich auch nicht mehr. Ich finde, um die können sich die Kunden schön selbst kümmern.

**Alexandra:** Ich putze nicht die Oberlichter in hoch gelegenen Wohnungen, das hat aber nichts mit Ekel zu tun. Ich bin nicht schwindelfrei. Bei Backöfen habe ich weniger Geduld als Christoph. Wenn die völlig eingesaut sind, sage ich: Das hat leider keinen Zweck.

**ZEIT:** Wenn man den ganzen Tag so viel Dreck sieht wie Sie, ist man dann bei sich zu Hause besonders pingelig? Oder setzt man Scheuklappen auf und denkt: Bin ja außer Dienst?

**Hanife:** Wie soll das gehen? Ich hatte schon immer einen Hygienetick, und seitdem ich in die Reinigungsbranche gewechselt bin, kann ich noch nicht mal im Café sitzen, ohne zu denken: Was für ein Saustall, überall Staub und Schmiere!

**Angelika:** Ich hebe überall, wo ich bin, reflexartig die Klobrille hoch, um zu schauen, wie die Kollegen ihre Arbeit gemacht haben. Manchmal mach ich mir auch den Spaß und fahre mit einem weißen Taschentuch über die Türrahmen.

**ZEIT:** Können Sie sich vorstellen, selbst eine Putzkraft zu beschäftigen?

**Christoph:** Nein, das wäre mir zu privat.

**Alexandra:** Ich denke manchmal darüber nach. Denn so gut wie bei anderen Leuten krieg ich es bei mir zu Hause nicht hin. Da fehlt mir einfach die Zeit. Und der Ehrgeiz.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

**Hanife:** Ich fürchte, ich müsste erst mal jemanden finden, der genauso pingelig ist wie ich.

**Angelika:** Ich würde alles kontrollieren, die Fensterrahmen von außen, die Scheuerleisten hinter dem Schrank. Ich wäre die schlimmste Kundin, die man sich vorstellen kann!

**Christoph:** Da würde es sowieso keine Putzkraft lange bei dir aushalten. Das vergessen die Kunden ja oft: Wir können jederzeit gehen. Wir haben keinen Chef, der uns etwas befehlen könnte. Wir sind die freiesten Menschen der Welt!

## Primat des Menschen

*Tierversuche Dürfen Wissenschaftler zu biomedizinischen Zwecken mit Affen forschen? Wir haben eine Tierethikerin und den Leiter des Deutschen Primatenzentrums zum Streitgespräch zusammengebracht*

Von Heike Haarhoff, taz.am wochenende, 30.07.2016

Es ist ein warmer Sommertag, als Ursula Wolf und Stefan Treue ein Experiment wagen: Die zwei Wissenschaftler wollen, angestoßen durch die taz, erstmals miteinander reden (Seite 18).

Treue leitet das Deutsche Primatenzentrum in Göttingen. Forschung an Primaten zählt zu den umstrittenen Tierversuchen in Deutschland. Wolf ist Philosophin und eine einflussreiche Stimme in der Tierethik-Debatte.

Kaum eine gesellschaftliche Kontroverse wird hierzulande so emotional und militant ausgetragen wie der Streit um die Frage, ob Wissenschaftler zu biomedizinischen Forschungszwecken mit Affen forschen dürfen.

Vor dem Gespräch – das war Treues Vorschlag – wollen die beiden das Primatenzentrum gemeinsam besichtigen. Dabei sein und alles sehen – die Käfighaltung, die Versuchsstühle, die Labore – darf auch die taz, nur der Fotograf hat nicht zu allen Stationen Zugang. Die Sorge vor Missbrauch oder nachträglicher Manipulation von Bildern sitzt bei vielen Neurowissenschaftlern, die mit Affen arbeiten, tief.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Im Zentrum werden 1.400 Primaten, vor allem Rhesusaffen und Krallenaffen, aber auch Paviane und Lemuren, gehalten. Stefan Treue fährt durch einen Nebeneingang. Schon von der Straße fällt der Blick auf ein Gehege aus Maschendraht, groß wie ein Oktoberfestbierzelt.

Gut drei Dutzend Rhesusaffen, darunter Babys und Jungtiere, jagen über Baumstämme, schwingen sich auf Seilen durch die Luft, verstecken sich in Rohren, testen ihre Balance auf Schaukeln und Wippen. Ein paar ältere Tiere turnen kreischend an den Gittern und beäugen ihre Besucher. Es ist ein fröhlicher Lärm, die Rhesusaffen schneiden Grimassen.

Treue verteilt Desinfektionsmittel, Einmalhandschuhe, Kittel, Brillen und medizinische Überschuhe. Wer zu den Gehegen und den Laboren im Inneren möchte, unterliegt strengen Hygienevorschriften; zum eigenen und zum Schutz der Primaten vor Krankheitsübertragung.

Im Vorzimmer zum Versuchsraum stehen zwei Bildschirme. Auf einem sieht man einen ausgewachsenen, gut 15 Kilo schweren männlichen Primaten in einer Plastikbox, dem sogenannten Primatenstuhl, sitzen. Er schaut konzentriert auf einen Touch-Screen. Zwischen sich bewegenden, weiß-grauen Punktmustern leuchten in unregelmäßigen Abständen rote Punkte auf. Der zweite Bildschirm zeigt eine zackige Messkurve, an der man, vereinfacht gesagt, ablesen kann, welche Zellen im Gehirn des Affen Signale empfangen oder aussenden und beteiligt sind, wenn der Affe seine Aufmerksamkeit auf die Punktmuster oder Punkte richtet.

Leise öffnet Treue die Tür, das Tier hält für einen Moment inne und beobachtet dann ruhig wie zuvor den Bildschirm.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Den Versuchstieren, Rhesusaffen, wurde am Schädel unter Vollnarkose ein münzgroßer wiederverschließbarer Zugang eingesetzt. Damit lassen sich haarfeine Mikro-Elektroden in der Nähe einzelner Nervenzellen in ihrem Gehirn positionieren. Aus der Kopfhaut des Affen im Versuchsraum ragt, zusätzlich zu den Elektroden, ein Metallstift, ein sogenanntes orthopädisches Implantat, das in den Schädel implantiert wurde und bei Bedarf am Primatenstuhl befestigt werden kann.

Körper, Arme und Beine kann der Affe bewegen. Der Kopf ist während der Messungen aber fixiert. Ursula Wolf sieht Treue an. Der versichert: „Es gibt Affen, die in dieser Haltung einschlafen. Sie können auch in diesem Stuhl entspannen – wenn und weil sie wissen, dass ihnen hier nichts passiert.“

Erkennt der Affe einen roten Punkt auf dem Bildschirm, drückt er mit seiner Hand auf die Stelle auf dem Touch-Screen. Hat er falsch gedrückt, ertönt ein Brummen. Hat er richtig reagiert, ist ein Piepstön zu hören, und er bekommt zur Belohnung durch den Schlauch eines Pumpsystems einen Schluck seines Lieblingssafts zu trinken. Nach etwa ein bis vier Stunden, wenn der Affe die Aufgabe nicht mehr durchführt, kommt er zurück in den Käfig zu seiner Sozialgruppe, wo er sich wieder zwischen Klettermöglichkeiten frei bewegen und nach Belieben von drinnen nach draußen rennen kann – bis zum nächsten Tag.

Positive Belohnung, Motivation, Verlässlichkeit, Angstfreiheit und – zumindest was die Versuchsdauer betrifft – ein gewisses Maß an Selbstbestimmung seien die Erfolgsparameter für Experimente mit Primaten, sagt Treue. Oft dauert es ein Jahr, bevor der eigentliche Versuch losgehen kann: Der Affe muss Vertrauen zu seiner Bezugsperson fassen, die ihn ins Labor und zurückbringt. Er muss – ebenfalls über ein Belohnungssystem – dazu gebracht werden, sich freiwillig in den Primatenstuhl zu setzen, der nach seinen individuellen Körpermaßen angefertigt wird und, wie Stefan Treue betont, der natürlichen Sitzposition von Rhesusaffen entspricht. Und: Er muss kognitiv in der Lage sein, die ihm abverlangte Aufgabe erledigen zu können.

Manche Affen werden bis zu sechs oder sieben Jahre als Versuchstiere eingesetzt, teilweise in unterschiedlichen Versuchsreihen. Die Abwägung aus tierethischer Sicht ist nicht leicht: Setzt man ein Tier mehrfach für Versuche ein, dann „spart“ man ein anderes. Andererseits können mehrere Versuche dieses eine Tier in der Summe stärker belasten, als wenn sie auf mehrere Affen verteilt würden. Als Grundregel gilt: Nur gesunde Tiere dürfen weitermachen, unheilbar kranke werden eingeschläfert. Ein Rentnerdasein für Affen ist die große Ausnahme.

Aber auch im Tod wird darauf geachtet, dass wenig Ressourcen verschwendet werden. Das Göttinger Zentrum versorgt mit seinen Tieren andere öffentlich geförderte Forschungsinstitute und deckt so fast den gesamten deutschen akademischen Versuchstierbedarf an Primaten ab. Anfragen und Wünsche anderer Forschungseinrichtungen – also etwa: Universität A braucht eine Blutprobe, Universität B eine Milz, Institut C eine Histologie des Hirns – werden hier gebündelt. Im Zweifel muss dann nur ein Tier dafür sterben.

Replace, reduce, refine: Vermeidung von Tierversuchen durch Alternativmethoden, Verringerung der Versuchsanzahl, Verminderung des Leidens, dieses Ziel des wissenschaftlichen Tierschutzes, sagt Stefan Treue, sei in Göttingen stets oberstes Gebot.

Nach dem Rundgang beginnt das Streitgespräch ...

taz.am wochenende: Frau Wolf, Herr Treue, kürzlich ist es einem deutschen Forscher in den USA gelungen, einen Impfstoff gegen Ebola zu entwickeln. Tolle Sache, oder?

Ursula Wolf: Wenn dieser Impfstoff funktioniert und Menschen vor dem Tod bewahren kann, dann ist seine Entwicklung ein großes Verdienst, zweifellos.

Stefan Treue: So ein Durchbruch ist ein enormer Fortschritt in der medizinischen Forschung, aber leider keine Alltäglichkeit, sondern abhängig von vielen Jahren Grundlagenforschung.

Heinz Feldmann, der deutsche Forscher in den USA, hat zur Entwicklung seines Impfstoffs im Vorfeld einige Affen geopfert. An denen hat er zuerst ausprobiert, ob sein Impfstoff verhindern kann, dass die Affen sich mit dem Virus infizieren. Steckten sie sich an, wurden sie getötet. Solche Tierversuche, sagt Heinz Feldmann, seien in Europa kaum durchführbar – sofern man als Wissenschaftler nicht langwierige Auseinandersetzungen mit den Genehmigungsbehörden, politische Anfeindungen oder gar Morddrohungen von militanten Tierschützern riskieren will. Was läuft schief?

Treue: Leider ist das Beispiel untypisch für Versuche mit Tieren in der Grundlagenforschung. In der Grundlagenforschung sind Kosten und Nutzen selten so klar bekannt, dass wir vorab sicher sagen können: Wenn wir hundert Tiere untersuchen, steht uns am Ende ein Impfstoff zur Verfügung.

Sondern?

Treue: Charakteristisch für die Grundlagenforschung ist eine wichtige und spannende Frage am Anfang. Diese Frage untersuchen wir, hoffentlich mit besten Methoden und unter optimalen Bedingungen. Wir halten Wissen im weitesten Sinne, egal ob philosophisches oder medizinisches, für einen Wert. Aber wir können niemandem garantieren, was dabei herauskommt, geschweige denn, dass am Ende jeder Versuchsreihe ein Mensch geheilt wird. Letztlich geht es immer um eine

Abwägung – des potenziellen Nutzens gegenüber dem Leiden, das mit einem Tierversuch einhergeht.

Wolf: Und genau damit habe ich ein Problem. Es ist die übliche Rede zu sagen: Wir müssen abwägen. Es heißt dann gern, es steht Leiden gegen Nutzen. Oder umgekehrt soll Leiden gegen Leidensverhinderung stehen. Nutzen heißt aber in dieser Argumentation immer nur, dass Menschen weniger leiden. Um den Nutzen für die Tiere, die für diese Versuche verwendet werden, geht es nicht, er interessiert nicht – und er ist auch nicht vorhanden.

Treue: Wenn es gelingt, dank der Tierversuche den Ausbruch einer belastenden Krankheit möglicherweise zu verhindern, dann ist das für mich schon ein Nutzen, über den man zumindest einmal nachdenken darf.

Wolf: Es ist ein Nutzen, der den Tieren selbst gar nicht zugutekommt. Und da kann man sich fragen, mit welchem Recht wir Tiere in einer Art verwenden, die uns bei Menschen nie in den Sinn käme.

Treue: Nach dem Tierschutzgesetz genießen Tiere das Recht auf Schutz, aber eben keine subjektiven Rechte. Ich finde diese Unterscheidung sehr plausibel und sinnvoll. Idealerweise schaffen wir minimales Leid und maximalen Nutzen.

Wolf: Das Gesetz ist das eine, das andere ist die Moral. Und wenn es in der Moral um Menschen geht, dann ist klar, dass wir niemals so argumentieren dürfen und niemals so argumentieren werden, wie wir es üblicherweise tun, wenn wir rechtfertigen, weswegen wir über Tiere verfügen, mit ihnen experimentieren oder sie töten.

Haben Sie ein Beispiel?

Wolf: Wir dürfen und wir werden niemals drei beliebige Menschen auswählen und mit ihnen ohne ihre Einwilligung medizinische Versuche machen, bloß weil wir damit sehr vielen anderen Menschen helfen können. Ebenso wenig werden wir einen Menschen töten, weil dessen Organe fünf anderen Menschen das Leben retten können.

Treue: Selbstverständlich nicht!

Wolf: Wenn das also unsere normale – Herr Treue würde sagen: unsere selbstverständliche – Art ist, moralisch zu urteilen, heißt das nichts anderes, als dass wir moralische Rücksicht nehmen und nehmen wollen auf Individuen. Diese Rücksichtnahme erkennen wir als Grundrecht an – für Menschen in jedem Fall, faktisch aber nicht für Tiere. Diese Ungleichbehandlung finde ich höchst problematisch, weil sie einzig auf einer Wertmoral beruht, auf einer vermeintlichen Sonderstellung des Menschen.

Treue: Frau Wolf, bitte! Ohne jetzt biologistisch argumentieren zu wollen – ich sehe da schon eine Spezies-Grenze zwischen Mensch und Tier. Ich glaube, dass es ein großer Gewinn ist für die Menschheit, dass sich Menschenrechte in vielen Ländern als ethisches Konzept durchgesetzt haben und dass sie ein Wert sind, den wir zu schützen versuchen. Deswegen glaube ich aber noch lange nicht, dass wir in dem Moment, in dem wir uns für Tiere interessieren und versuchen, für Tiere gute Entscheidungen zu treffen, alles über Bord werfen und den Tieren Menschenrechte geben müssen. Es gibt durchaus die Möglichkeit, Tieren einen moralischen Status zuzubilligen, ohne sie unmittelbar den Menschen gleichzusetzen.

Wolf: Zu klären ist zunächst, auf wen oder was man moralische Rücksicht nehmen kann. Auf Steine etwa kann man keine Rücksicht nehmen, weil es Steinen



nichts ausmacht, wie man sie behandelt. Rücksicht nehmen kann man auf alle Wesen, denen dies etwas ausmacht, die fühlen und leiden können, die ein subjektives Wohlbefinden haben. Die Leidensfähigkeit von Wesen ist somit das entscheidende Kriterium, über das sich die Zugehörigkeit zur Schutzgemeinschaft der Moral bestimmt. Zu dieser Gemeinschaft zählen neben normal entwickelten Erwachsenen auch Kleinkinder, geistig Behinderte und Tiere.

Was folgt daraus?

Wolf: Folglich müssen für alle Mitglieder der Gemeinschaft die gleichen Regeln gelten, etwa was das individuelle Recht auf Unversehrtheit angeht, die Teilnahme an medizinischen Versuchen und die Grenzen für Eingriffe. Wir können doch nicht sagen, Menschen billigen wir moralische Rechte zu, und auf Tiere wollen wir auch irgendwie moralische Rücksicht nehmen, aber wenn es um Tierversuche geht, setzen wir plötzlich die moralische Argumentation außer Kraft, betrachten Tiere rein utilitaristisch und opfern sie beliebig.

Treue: Der große Unterschied zwischen Mensch und Tier ist doch, dass der Mensch – anders als das Tier – die nötigen kognitiven Fähigkeiten besitzt, für sich selbst zu entscheiden und Konsequenzen seiner Entscheidung zu überblicken. Der Mensch kann sagen: Ich stelle mich für dieses oder jenes Experiment zur Verfügung. Das Tier kann das nicht.

Führt dieser Unterschied zwangsläufig zu einem anderen moralischen Status?

Wolf: Nein. Ansonsten könnten wir ja auch sagen: Wir nehmen für die Tierversuche nicht nur Affen, sondern auch Säuglinge. Oder Alzheimer-Kranke. Denen fehlt auch die kognitive Fähigkeit, einwilligen und ihre Entscheidung überblicken zu können.

Auch Regierung und Parlament debattieren kontrovers, ob es in Ordnung ist, fremdnützig und zudem ohne deren Einwilligung an Dementen Arzneimitteltests durchzuführen. Dürfen wir das, weil wir es mit Affen ja schließlich auch tun?

Wolf: Ich sage nicht, dass wir es dürfen oder dass es eine gute Idee wäre. Ich möchte auch bitte nicht dahingehend missverstanden werden, dass ich etwa die Auffassung verträte, wir sollten demente Menschen quälen. Aber solange wir Versuche erlauben an Tieren, Affen etwa, die über ähnliche kognitive Fähigkeiten verfügen wie Kleinkinder oder Demente, müssen wir uns fragen, warum wir es bei Kleinkindern und Dementen nicht tun. Anders ausgedrückt: Ich meine, dass wir kognitiv gleich hoch entwickelte Wesen moralisch gleichstellen und behandeln müssen.

Treue: Wir sind uns aber doch darüber einig, dass Menschen gemeinhin höher entwickelte kognitive Fähigkeiten haben als Tiere? Und selbst wenn Menschen diese Fähigkeiten noch nicht erworben haben, als Säugling etwa, oder wenn sie sie durch Krankheit oder Behinderung verloren haben, dann fallen sie als Individuen doch deswegen nicht plötzlich in eine andere Kategorie. Eine Kategorie, in der die Abwägung keine Rolle mehr spielt, ob wir nun einen Menschen oder ein Tier für einen Versuch einsetzen. Entschuldigung, aber das ist nicht meine Ethik!

Welche Entscheidung wäre aus Ihrer Sicht die richtige, Frau Wolf?

Wolf: Mich befremdet, dass die vermeintliche Abwägung bei Tierversuchen immer so dargestellt wird, als befänden wir uns in einer Situation des Dilemmas, als bliebe uns gar nichts anderes, als eine Entscheidung zu treffen. Das stimmt aber nicht. Tierversuche sind keine Konfliktsituationen, in denen wir abwägen müssten, entscheiden wir uns für das Tier oder für den Menschen, beispielsweise weil sie

gemeinsam in einem Haushalt leben, aber für beide zu wenig Nahrung vorhanden ist – und wir also gezwungenermaßen für den einen und gegen den anderen entscheiden müssen. Die medizinische Versuchssituation schaffen wir vielmehr selbst, bringen dann die Tiere hinein und sagen schließlich: Es geht ja nicht anders. Es gibt aber kein absolutes Recht auf Gesundheit, und niemand zwingt uns, alles zu tun, um die menschliche Gesundheit zu fördern.

Treue: Nichts zu tun ist auch keine Option. Wir alle wissen, dass ohne Forschung an Tieren unzählige Patienten nicht geheilt worden wären oder künftig geheilt würden. Und hier haben wir Dissens, Frau Wolf, denn ich betrachte einen nicht durchgeführten Tierversuch tatsächlich als Verlust, und ich will Ihnen auch erklären, warum: Der Nutzen, den ich verhindere, weil ich den Versuch nicht durchführe, ist in der Regel viel größer als der Schaden, der mit jedem Tierversuch einhergehen kann.

Rechtfertigt der medizinische Nutzen für den Menschen, dass man Tiere dafür verwendet?

Wolf: Noch einmal: Mit der Begründung, Tiere hätten einen anderen, niedrigeren moralischen Status als Menschen, geht es aus meiner Sicht nicht. Daraus folgt aber nicht, dass man überhaupt keine Tierversuche machen dürfte.

Treue: Da bin ich jetzt gespannt.

Wolf: Die Zufügung marginaler Beeinträchtigungen zugunsten anderer sind nach unserem ethischen Verständnis zulässig, wenn diese zumutbar erscheinen und keine große Belastung für das Individuum darstellen. Hierbei freilich lassen wir große Strenge walten: Die Beeinträchtigungen, die Menschen bei Arzneimittelstudien hinnehmen müssen, dürfen nur minimal sein. Gleiches muss, das ist meine Forderung,

auch für Tiere gelten. Von daher: Ja, wir können Tierversuche machen, wenn sichergestellt ist, dass die Tiere dabei nicht leiden.

Treue: Da können Sie genauso gut Nein sagen. Einen Tierversuch zumindest ohne das Risiko von Leiden, den gibt es nicht. Das fängt doch schon damit an, dass wir dem Tier, selbst wenn wir nur sein Verhalten beobachten wollen, sein Leben in Freiheit nehmen.

Wolf: Sicher, aber darum geht es mir nicht. Punktueller Leiden, also etwa gelegentliche Blutabnahmen, Hauttests mit nicht reizenden Substanzen, minimale chirurgische Eingriffe unter Narkose, die keine schmerzhaften Nachwirkungen haben, all dies scheint mir durchaus zumutbar. Das kann und darf es geben. Ich weiß, dass radikale Tierschützer das anders sehen. Die lehnen es ab, dass man Tiere überhaupt manipuliert. Ich dagegen denke, dass die höheren Tiere sehr flexibel sind und breite Verhaltensmöglichkeiten haben. Wenn also das Tier im Ganzen ein gutes, halbwegs sinnvolles Leben führt, das in etwa so gut ist wie im Freien, wo es übrigens auch Leiden, Angst, Stress und Bedrohung erfährt, dann kann man aus meiner Sicht dieses punktueller Leiden für einen Versuch in Kauf nehmen.

Sie hatten beim Gang durch die Labore nicht das Bedürfnis, die Käfige zu öffnen und den Affen die Elektroden aus dem Kopf zu ziehen?

Wolf: Nein, ich konnte das aushalten. Mir sind Tiere in Freiheit immer lieber. Aber bei den Versuchen, die Sie uns gezeigt haben, Herr Treue, hatte ich den Eindruck, dass sich die Tiere im Ganzen schon wohl befinden. Sie schienen mir relativ angst- und stressfrei. Sie wirkten entspannt.

Treue: Wie viel Leid zumutbar ist, hängt, denke ich, auch davon ab, warum der Versuch überhaupt gemacht wird. Nehmen wir an, wir wollten Schmerzmittel

erforschen gegen Rheuma, was eine sehr schmerzhafte Erkrankung ist. Dann ist es sehr schwierig, sich vorzustellen, wie so ein Versuch ohne Schmerzen für die Tiere durchgeführt werden kann.

Können Sie das erläutern?

Treue: Wir müssen ja eine dem Rheumaschmerz ähnliche Situation erzeugen, um diese dann mit einem Mittel, von dem wir aber noch nicht sicher sind, dass es wirkt, zu beseitigen. Das ohne Schmerzen für die Tiere hinzubekommen ist schwer vorstellbar. Dennoch wäre der Versuch sinnvoll. Wenn wir dagegen das Beispiel HIV nehmen, ist es anders. Denn wir interessieren uns ja nicht dafür, wie ein Tier aussieht, das HIV hat, sondern wir interessieren uns für die Verhinderung der Infektion. Das heißt, in dem Moment, in dem das Tier erkrankt, ist der Versuch sofort vorbei. Insofern gibt es Versuche an Erkrankungen, die auch mit Leiden für die Tiere verbunden sein können, und es gibt zwar an sich schreckliche Krankheiten, die aber im Tierversuch die Erkrankung selbst gar nicht brauchen, weil es ja genau um die Verhinderung der Erkrankung geht. Bei den Versuchen in der Infektionsforschung hier am Primatenzentrum ist es üblicherweise so, dass ein Tier, sobald es tatsächlich erkrankt, eingeschläfert wird. Diese Art von Leiden können wir also ausschließen.

Aber das Töten selbst, und genau das geschieht ja am Ende der meisten Tierversuche, bedeutet doch Leiden?

Wolf: Nicht, wenn die Tötung schmerz- und angstfrei erfolgt. Dann bleibt die unmittelbare, subjektive Leiderfahrung aus. Ob das tatsächlich möglich ist, ist natürlich umstritten – und von der Praxis des Schlachtens von Nutztieren in der Landwirtschaft weit entfernt. Die Forderung, unnötiges Leiden zu vermeiden, führt jedenfalls – aus ethischer Sicht – keineswegs zwangsläufig zu einem strikten Tötungsverbot für Tiere. Für viele Tierarten gilt, dass sie über kein Zukunftsbewusstsein verfügen, dass sie völlig in der Gegenwart leben. Da sie also von

sich selbst keine zukunftsbezogene Vorstellung haben, wird ihnen durch die Tötung auch nichts genommen, das sie wertschätzen könnten.

Treue: Die Grenze, ab der Leiden beginnt, ist in der Praxis schwer zu beurteilen. Also festzustellen, ab wann ist das Leiden nicht mehr nur punktuell, sondern so umfanglich, entweder in der Zeit oder in der Intensität, dass eine Schwelle überschritten wird, die den Tieren nicht mehr zuzumuten ist. Der Gesetzgeber versucht, das mit Abstufungen abzubilden, es gibt Belastungskategorien. Aber schlussendlich bewegen wir uns da auf einem Grat. Eine Haltung in Gefangenschaft ist keine natürliche Bedingung, sie ist mit einem

gewissen Level von Stress verbunden, der aber sicherlich viel niedriger ist als bei einem Tier, das unter einer schmerzhaften Erkrankung leidet.

Wie wird Leiden in der Praxis berechnet?

Treue: Man unterscheidet gemeinhin zwischen drei Leidensstufen: gering, mittel, schwer. Tierforschung, die mit viel Leiden einhergeht, wird nur genehmigt, wenn dem Leiden ein entsprechender Gewinn entgegensteht, zum Beispiel die Hoffnung, Erkenntnisse über eine menschliche Erkrankung und deren Heilung zu gewinnen, die auch mit sehr viel Leiden verbunden ist. Umgekehrt macht es keinen Sinn, ein Tier besonders leiden zu lassen für eine Erkrankung, die für den Menschen völlig unproblematisch ist. Deswegen muss man sich jeden Versuch genau anschauen und immer die Alternativen prüfen.

Tun Ihnen Ihre Versuchsaffen manchmal leid, Herr Treue?

Treue: Wenn ich hier durch unser Zentrum laufe, tun mir die Tiere nicht leid. Klar, sie können nicht Hunderte Kilometer durch die Savanne laufen, aber dafür sind sie geschützt vor vielen Krankheiten, sie werden nicht angefallen von anderen Tieren,

sie sind tierärztlich hervorragend versorgt. Aber wenn ein Tier bei uns dann doch erkrankt, obwohl wir das gar nicht wollen, dann ist das eine Belastung für uns. Wir arbeiten oft über Jahre mit einem Tier zusammen. Das nimmt einen schon mit. Wir hängen an unseren Tieren, wir geben ihnen Namen, wir wollen das Bestmögliche für sie – aber wir tun nicht so, als ob hier kein Leid existierte. Ein Tierversuch ist dadurch definiert, dass er potenziell Leiden verursacht.

Wolf: Da stimme ich Herrn Treue zu – die Haltungsbedingungen in den Tierversuchsanstalten sind paradiesisch im Vergleich zur Massentierzucht. Dennoch hält die Öffentlichkeit Tierversuche für bedenklicher.

Woher rührt die große emotionale Aufgeladenheit, wenn es um Tierversuche geht – und warum schweigen dieselben Menschen, wenn es um Nutztierhaltung geht?

Wolf: Viele Menschen erschreckt allein der Gedanke, dass Tiere manipuliert werden. Bei den Affen kommt hinzu, dass viele Menschen sich ihnen näher fühlen, weil sie uns so ähnlich sind. Diese Menschen glauben dann, ein Affe leide mehr als ein Schwein, egal ob es stimmt oder nicht. Bei der Massentierhaltung, in der es einen tausendfach höheren Verbrauch an Tieren unter weitaus qualvolleren Bedingungen gibt, gucken sie nicht so genau hin.

Treue: Wenn ich ein Steak kaufe, ist der Nutzen sofort klar. Da muss ich gar nicht weiter darüber nachdenken, ob ich das Töten des Tiers und seinen Verzehr rechtfertigen kann. Sie merken, mich regt dieses Thema auf. Mir geht es nicht darum, das Leiden eines Tiers zu relativieren, indem ich sage, es gibt Bereiche, in denen es noch viel schlimmer ist. Mir geht es darum, dass wir eine Ethik finden müssen, die generell anwendbar ist. Ich finde es seltsam, dass wir ein Gesetz für Tierversuche haben und ein getrenntes Gesetz für die Tierhaltung. Dem Tier ist das doch egal. Es leidet doch nicht deswegen weniger oder mehr, weil es für einen Tierversuch oder unseren Fleischkonsum gehalten wird. Aber die Unterscheidung ist politisch gewollt.

Die Wissenschaftler, die Tierversuche durchführen, haben alles richtig gemacht?

Treue: Keine Frage, wir Wissenschaftler haben da ein Kommunikationsdefizit. Der gesellschaftliche Gesprächsbedarf ist enorm, es geht ja nicht um die Farbe eines Hausanstrichs, sondern darum, ob Tiere leben, leiden oder sterben. Das ist eine essenzielle Frage, die viel mit unserem Menschenverständnis und unserer Verantwortung zu tun hat. Über Jahre haben Wissenschaftler zu wenig über ihre Arbeit geredet, oft aus Angst, angegriffen zu werden. Dabei wäre es wichtig für die Gesellschaft, endlich faktenbasiert zu debattieren. Ich sehe uns Wissenschaftler hier in einer großen Verantwortung, uns mehr einzubringen. Nicht, weil wir alle Antworten hätten, aber weil wir zumindest erklären können, wie die Dinge ablaufen. Missverständnisse und Vorurteile abzubauen, dazu können und müssen wir künftig mehr beitragen.

Sie beide haben ein leidenschaftliches Verhältnis zu Tieren. Wie kam es dazu?

Wolf: Ich mag Tiere einfach sehr gern, ich liebe es, sie zu beobachten. Mich hat schon als Kind fasziniert, dass wir Menschen in vielen Situationen in ähnlichen Mustern wie Tiere funktionieren. Ich denke, dass wir eben auch Tiere sind.

Treue: Bei mir ist es anders. Niemand beschließt, Tierversuchler zu werden, weil er Spaß hätte an Tierversuchen per se. Sondern man ist fasziniert von einem Thema, bei mir war es die Gehirnforschung, schon als Schüler fand ich das wahnsinnig spannend, und dann erfährt man schnell, dass man, wenn man neues Wissen generieren will, um Tierversuche nicht völlig umhinkommt. Sie können mir glauben: Gäbe es einen Durchbruch, der dieselben wissenschaftlichen Erkenntnisse und Fortschritte ohne Primatenversuche ermöglichen würde, würde ich sofort aus der Primatenforschung aussteigen.